Deutsche Abende.

Eine

Novellen-Sammlung.

Sechster Band.

Novellen von C. Heusinger und Bernd v. Guseck.

Leipzig,
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1865.

Inhalt.



Die Ebenbürtigen.

Eine wahre Geschichte

von

Ed. Heusinger.



Baron v. Feldern machte dieselbe Laufbahn wie ein großer Theil seiner Standesgenossen, er wurde Officier und erhielt eine Hofcharge. Ein schöner Mann, begünstigt durch die Gnade seines Fürsten und im Besitz eines von der Mutter ihm hinterlassenen ansehnlichen Vermögens, konnte es ihm an Freunden nicht fehlen; reiche Mittel zum Genuß und zum Vergnügen standen ihm jederzeit zu Gebote.

So vergingen mehrere Jahre. Der Baron war gern gesehen am Hofe des regierenden Herrn, und bei den glänzenden Festen, die von den Großen der Residenz gegeben wurden, durfte er nicht fehlen. Er tanzte, jagte, spielte und hielt die theuersten Rennpferde. Aber es war merkwürdig an dem schönen, lebensfrohen jungen Cavalier: das Leben in der Residenz wollte ihm auf die Dauer nicht gefallen. Langeweile fing an ihn zu quälen, während er, von Vielen beneidet, für den glücklichsten Mann in der Hauptstadt gehalten wurde.

Herr v. Feldern hatte nach dem Tode seines Vaters, der in Folge eines zu genußreichen Lebens das Zeitliche früher verlassen hatte, als wohl sonst

der Fall gewesen sein würde, unter der Aufsicht einer vortrefflichen Mutter eine gute Erziehung erhalten, dann einige Jahre studirt und später in Begleitung eines verständigen Hofmeisters ein gutes Stück von der Welt gesehen. Während seiner Universitätsjahre hatte er auf Veranlassung seines hochbegabten Führers Freunde gefunden, die ihm unter zeitgemäßer Anschau der Lebenszwecke gegen manche Dinge, besonders gegen die sogenannten vornehmen Lebensgenüsse einen Widerwillen eingeflößt hatten. Es war kurz nach den Freiheitskriegen. Ueber ein Drittel der damals in Heidelberg Studirenden bestand aus vormaligen Freiwilligen, aus jungen Männern aller deutschen Volksstämme, die, das Vaterland aus seiner Schmach zu befreien, in die Reihen der Heere eingetreten waren, die mit dem Wahlspruche: „Mit Gott für das Vaterland!“ muthvoll in den Kampf gingen. Die Jahre der schweren Prüfung hatten andere Lebensansichten in ihnen erweckt, als wie sie früher gangbar waren in der nach Rang und Stand so scharf gesonderten deutschen Nation. Waren doch Deutschlands ersten Männern damals Alle gleich, Bauer wie Edelmann waren von ihnen gleich hochgehalten, wenn sie nur das rechte Herz hatten für des Vaterlandes Noth. Diese jungen Männer, welche die Begeisterung für das Vaterland, die sie von zahllosen Schlachtfeldern mit in die Heimath gebracht, auch in den neuen Lebensberuf übertrugen — sie wa-

ren es, unter denen Baron v. Feldern am liebsten seinen Umgang suchte. Darum hatte er auch bei seiner Rückkehr in die eigene Heimath andere Lebenspläne entworfen, als sie heut zu Tage von vielen seiner Standesgenossen bei dem Eintritt in die Welt gemacht zu werden pflegen. Baron v. Feldern würde sie sofort zur Ausführung gebracht haben, wenn er nicht aus Liebe zu seiner Mutter, die bei sonstigen vielen guten Eigenschaften doch noch ziemlich fest am alten Herkommen hielt, versprochen hätte, vorher noch die Hoflaufbahn durchzumachen.

Aber auch hier wollte er schon in den gesellschaftlichen Zuständen der höheren Welt bessern und anders gestalten, in der Weise, wie sich die Freunde auf der Universität das Wort gegeben hatten. Er wollte seinen Standesgenossen begreiflich machen, daß sie nicht blos des Essens und Trinkens, des Spielens, Reitens und Wettens wegen auf der Welt wären, und daß es noch etwas Besseres für einen vornehmen, wirklich gebildeten Mann gebe, als Parforcejagen oder Liebeln mit den Hofdamen und mit denen vom Theater. Ja, Baron v. Feldern ging so weit, der vornehmen Welt ins Gesicht zu sagen, daß man selbst etwas thun müsse, wenn man eine bessere Welt haben wollte, als die, worüber man sich immerfort von vielen Seiten so bitter beschwerte.

Nun kann man sich schon denken, wie die Leute aufhorchten, wie eine gewisse Welt, die Welt, die so

ihre eignen Grundsätze hat, darüber spöttelte, und wenn sie dem Baron nicht geradezu ins Gesicht lachte, so that sie's heimlich und zuckte in seiner Gegenwart die Schultern, wenn er noch mit andern Ansichten herausrückte. Als er, der schöne junge Mann, sogar auf einem Balle erklärte, daß es doch ein recht trauriges, langweiliges Leben sei, so jahraus jahrein in der Residenz zu leben, ohne allen Nutzen und Zweck, daß sich eine Woche abwickele wie die andere, gleich dem Knäuel eines Strickzeuges, — da machten die Leute erst Augen; manche zeigten auf die Stirn, andere wandten bedauernd den Rücken.

Das Ende von der Sache war, daß man sich immer mehr von dem Baron zurückzog. Bisher hatte man ihn selbst, d. h. sein Geld und seine Pferde, für unübertrefflich gehalten. Als er aber spärlicher mit dem Gelde und dem Champagner herausrückte, und den meisten seiner Bekannten diese Quellen verstopfte, da hielt man seine Pläne für Hirngespinste, und ihn selbst — nun, Ihr wißt schon, was ich meine. — Die feinen Dämchen aber rümpften die Näschen und dachten an den Kuhstall, wenn der Baron so lebhaft die Freuden des Landlebens lobte und von dem Guten sprach, was man draußen stiften könnte, wenn man die Landleute wohlmeinend in dem unterrichtete, was ihnen zum besseren Fortkommen noch fehlte. Kurz, man verstand Herrn v. Feldern nicht oder wollte ihn nicht verstehen, und so kam es, daß er sich immer

mehr aus den hohen Kreisen zurückzog, daß man ihn selten anders erblickte als auf der Parade, oder wenn er als Kammerjunker am Hofe erscheinen mußte. Er lebte fast immer zu Hause unter seinen Büchern und Zeichnungen, und als die vornehme Welt zuletzt nichts mehr erfuhr, als daß er Pläne machte, so ließ sie den Unverbesserlichen seinen Gang gehen.

Als er es in dieser Weise noch einige Zeit fortgetrieben hatte, ohne daß er dadurch in der Gunst seines Fürsten höher gestiegen wäre, nahm er seinen Abschied, worauf sich schon Viele im voraus gefreut hatten, und zog auf ein weit von der Residenz entlegenes Gut, das zwar groß und romantisch gelegen, aber nicht eben in bester Beschaffenheit ihm von seinem Vater hinterlassen war, der stets im Style des romantischen Ritterthums zu leben gewohnt war.

Dem alten Herrn war, wie so vielen seiner Standesgenossen, immer darum zu thun gewesen, das höchste Pachtgeld herauszunehmen, um es zur Führung eines höchst standesgemäßen Haushaltes wie in der Hauptstadt so auf dem Lande zu verwenden. Dagegen hielten die Pächter darauf, besonders aus den beträchtlichen Forsten, den bestmöglichsten Nutzen zu ziehen; nicht allein um zum Pachtgelde zu kommen, sondern um auch alljährlich bedeutende Summen zum gelegentlichen Ankauf eines Gutes in Mecklenburg zu hinterlegen, um in späteren Tagen statt des Pächters den Ritter zu spielen.

So hatte es namentlich der Letzte gemacht, als er durch den Rentmeister, der sich besser mit dem Pächter als mit dem Gutsherrn stand, einen Wink bekam, daß der junge Baron selbst mit der Bewirthschaftung des Gutes den Versuch machen wollte. Da eben Branntwein und Spiritus hoch standen, hatte er es rein ausgesogen durch übermäßigen Kartoffelbau.

So war der Zustand der Dinge, als der Baron auf dem Sitze seiner Väter ankam. Bis auf den Hauptbau des Schlosses, das vom Gutsherrn stets vorbehalten, sah sein Blick, wohin er sich richtete, nur wenig Erfreuliches.

Die Bauern, die bis dahin noch unter dem alten Druck gelebt hatten, waren unwissend, daher roh und lasterhaft. Schule und Landwirthschaft befanden sich im traurigsten Zustande. Die Kirche wurde wenig besucht. Der Prediger, ein schon hochbejahrter Mann, war nicht im Stande den Sinn der Gemeinde zu wecken, nachdem ihm schon in früheren Zeiten die Gabe abging, in christlicher Weise überzeugend zu lehren. Auf den Straßen und Feldwegen lief man Gefahr stecken zu bleiben. Selbst der Teich, den man einen Feuerteich nannte, war eine grüne Froschlache, deren Ausdünstungen im Sommer die Luft verpesteten. Die Zugänge zu den Höfen waren tiefe Sümpfe, und manche Thorwege konnten nicht mehr verschlossen werden, weil sie zum Theil nur an einer Angel hin-

gen. Kurz ein wahres Thierleben umgab ihn, wie er es zuvor noch nicht gekannt hatte.

Der Baron war fest entschlossen, eine gänzliche Ummandlung nicht allein mit seinem eigenen Gute, sondern auch mit dem Dorfe und seinen Bewohnern vorzunehmen, und ließ bald nach seiner Ankunft die Bauern auf dem Schloßhofe zusammenkommen. Er stellte ihnen in beredten Worten ihr geistiges und leibliches Elend vor, zeigte ihnen, wie sie durch Verbesserung ihres Landwesens auch ihre Vermögensumstände verbessern und glücklich leben könnten, und forderte sie auf, mit ihm vereint eine Umgestaltung des Feldbaues zu beginnen.

Er glaubte wie ein Generalsuperintendent gesprochen zu haben und erwartete daher Erfolg von seiner eindringlichen Rede; aber was geschah? Die Bauern lachten ihm ins Angesicht, und einige, darunter der Ortsschulze, traten vor und meinten — sie müßten es doch wohl besser verstehen als ein vornehmer Stadtherr, als ein Herr Officier, der von ihrem Leben gar nichts verstände. „Zeigen Ew. Gnaden doch erst an Ihren eigenen Gütern, daß Ihre Vorschläge uns was nützen können," sagte ein Kerl mit struppigem Haar; „so lange die adeligen Ländereien um nicht viel besser sind als die unserigen, muthen Sie uns Bauern nicht zu, daß wir Zeit und Kräfte an nutzlose Versuche verschwenden!"

Der Schloßherr wurde etwas bestürzt über die-

sen nicht erwarteten Einwurf, denn er wußte wohl, daß sein Gut bei besserer Einrichtung mehr als das Doppelte aufbringen konnte. Er merkte sich indessen die Lehre für sein ganzes Leben, daß man dem Ungebildeten mit keiner Neuerung kommen müsse, die nicht bewährt sei. Erst muß die gaffende Menge den Vortheil mit Händen greifen können, den die neue Sache gewährt; erst muß ein Beispiel vorangehen, dann erst tritt sie wie die Schafe in die Fußtritte des Leithammels.

Herr v. Feldern sah das ein, und gab daher vorerst seine für das Wohl der Dorfbewohner berechneten Verbesserungspläne auf, und fing um so eifriger damit an, Verbesserungen, wie sie die eigene Wirthschaft verlangte, einzuführen. Die Grundsätze, auf denen die Landwirthschaft beruht, kannte der Baron durch und durch; aber es ist bekannt, daß die beste Wissenschaft von einer Sache in der Anwendung oft am unzweckmäßigsten sich erweist. Das erfuhr auch Herr v. Feldern, als er seine neuen Einrichtungen anfing. Ein erfahrner Landwirth, den er auf Empfehlung eines alten Universitätsfreundes als Inspector anstellte, wußte bald Aushülfe zu finden. Wie aber immer der Geist den Sieg über die rohe Kraft davonträgt, so konnte es nicht ausbleiben, daß bei des Barons Kenntnissen seine Unternehmungen mit dem besten Erfolge gekrönt wurden. Ehe ein Jahr verging, arbeitete er wie der beste Verwalter und mit

viel größerer Lust, als er in seiner frühern Stellung als Officier und Hofjunker gethan hatte. Schon im zweiten Jahre fielen die Kornernten reichlicher als sonst aus. Das Vieh wurde im Sommer vom schönsten Klee auf dem Stalle, und im Winter vom guten Heu der durch Abzugsgräben verbesserten Wiesen genährt.

In nicht allzulanger Zeit hatte Alles auf dem weitläufigen Gute eine andere Gestalt angenommen. Da wurden die Bauern doch endlich aufmerksam und glaubten beinahe, daß der Baron doch wohl Recht haben könnte; „aber" — setzten sie auch hinzu, wenn sie über eine glückliche Neuerung die Köpfe zusammensteckten — „er hat auch das Beste zu einem glücklichen Leben und zu den Unternehmungen wie er sie anfängt, er hat was uns fehlt — das Geld!" — „Woher sollen wir das nehmen in unsrer Armuth?" sagte einer von den Männern, der immer noch zu den Besseren in der Gemeinde gehört hatte, zum Schulzen, als sie Sonntags aus der Schenke gingen. — Dieser aber schüttelte verdrießlich den Kopf und ließ den Mann stehen, der ihm kleinmüthig nachsah.

Der Baron freute sich, als ihm dies zu Ohren kam. Er ließ sie wieder zu sich auf den Hof kommen und that ihnen den Vorschlag, sie mit Geld, die Bedürftigsten ohne Zinsen, zu unterstützen, wenn sie in seine Vorschläge eingehen wollten. Die Bauern willigten mit Freuden ein. Jetzt wurde aufgeräumt.

Unter Anleitung eines bewährten Oekonomen, der zugleich Feldmesser war, den der Baron auf seine Kosten hatte kommen lassen, wurden die Ländereien vorgenommen. Da wurden trockene Höhen eingeebnet, Tiefen ausgefüllt, Sümpfe und Moräste ausgetrocknet, und weite Ebenen, die bisher höchstens schlechtes Futter abgegeben hatten, in fruchtbaren Kornboden umgeschaffen. Aus nassen Gegenden wurde das Wasser abgeleitet und trockene Wiesen damit verbessert; kurz der Boden wurde durch alle ersinnliche Mittel dahin gebracht, das zu geben, was er zu liefern vermochte.

Herr v. Feldern stand mit den Ackerbaugesellschaften in England in Verbindung, und wo sich eine Verbesserung auf seinen Gütern als zweckmäßig erwies, wurde sie auf der Dorfländerei eingeführt.

Die Wege, die man bisher nur mit Lebensgefahr passiren konnte, wurden zu festen Landstraßen, mit Obstbäumen besetzt, umgeschaffen; die schmutzigen Wohnhäuser der Bauern, denen vielfach noch die Schornsteine fehlten, wurden in anspruchslose, aber freundliche luftige Wohnungen umgewandelt.

Das alles kostete nun freilich viel Geld, aber doch nicht so viel, als die Landleute befürchtet hatten; denn man konnte sich in den Jahren, in die meine Erzählung fällt, noch keinen Begriff machen, wie viel einmüthiges, beharrliches Zusammenstreben der vorhandenen Kräfte auszuführen vermag. Der Baron war reich, und er glaubte von seinem baaren Capi-

tal keinen besseren Gebrauch machen zu können, als wenn er es zum Wohle seiner hülfsbedürftigen Mitmenschen anlegte.

Sein Plan beschränkte sich jedoch nicht blos darauf, das leibliche Wohl der Bauern zu verbessern; es war seine Absicht, sie auch in geistiger Hinsicht zu heben, damit sie von dem sich mehrenden Gut den rechten Gebrauch zu machen erlernten. Die Schule des Dorfes, wenig unterstützt durch den alten Pfarrherrn, war im traurigsten Zustande. Glücklicherweise starb der bisherige unfähige Schullehrer um diese Zeit, und es gelang der eifrigen Verwendung des Barons, daß die Schule nicht wieder in ähnlichem Sinne, sondern durch einen jungen, gebildeten Mann besetzt wurde. Das war Viel, aber noch nicht Alles. Die eigentliche Schulzeit währte vom 5. bis zum 10. Jahre, um die Kinder aus dem Hause los zu werden; dann wurden sie schon zu Geschäften, zum Schafe- und Kühehüten und Pferdetreiben gebraucht. Höchstens im Winter besuchten sie wieder die Schule bis zur Confirmation. Da hatte denn der Lehrer genug zu thun, die gelernten Rohheiten zu entfernen und einen Grund zu legen, um von Neuem zu beginnen. Der Baron redete den Leuten zu, es doch mit den Kindern anders zu halten, aber vergebens. „Wozu," sagten sie, „sollen die Jungen mehr lernen als Lesen und ein bischen Schreiben? Wir haben auch nicht mehr gelernt und kommen auch durch



die Welt." — Aber wie kommt ihr hindurch! — dachte v. Feldern; doch sah er ein, auf diese Weise ging's nicht.

Zum Glück war der Justitiarius ein wohlwollender Mann, der vernünftigen Rathschlägen gern Gehör gab. Mit diesem also redete der Baron und brachte es dahin, daß er eine Aenderung vorzunehmen versprach. Es erging von Amtswegen der Befehl, die Kinder vom 7. bis 15. Jahre ununterbrochen, mit Ausnahme einiger Sommerferien, und auch das nur mit Erlaubniß, wenn dringende Erntearbeiten eintraten, in die Schule zu schicken.

Diese Maßregel erregte großes Aufsehen im Dorfe. Einige meinten, die Kinder müßten durch zu vieles Sitzen zu Krüppeln werden, sie lernten nicht arbeiten und taugten für's ganze Leben nicht. Andere meinten, sie müßten zu armen Leuten werden, wenn sie die Kinder bei der Arbeit entbehren sollten. Nach vielem Hin- und Herreden beschlossen sie Abgeordnete an den Justitiarius zu schicken, die um die Aufhebung der neuen Verordnung bitten sollten. Dieser aber war unerbittlich, und es blieb bei dem gegebenen Gesetz.

Darüber untröstlich versammelten sich die Dorfbewohner noch einmal bei dem Schulzen, um zu berathen, was unter solchen Umständen ferner zu thun sei.

Die meisten riethen zum Proceß gegen den Amt-

mann bei der Regierung; aber nun entstand die Frage, wer die Sache vertreten und führen sollte. Einstimmig wählte man den adeligen Gutsbesitzer, den man als reichen und klugen Mann schätzen gelernt hatte.

Dieser war nicht wenig erstaunt, als der Schulze ihn mit dem Wunsche der Bauern bekannt machte. Er begab sich in die Versammlung und hörte ruhig ihre Beschwerden an. Dann aber suchte er ihnen begreiflich zu machen, daß das neue Gesetz nicht zu ihrem Schaden, sondern zu ihrem eigenen großen Nutzen erlassen sei; legte ihnen mit eindringlichen Worten das ungerechte Verfahren gegen ihre Kinder an's Herz und schloß mit den Worten: „Glaubt ihr, meine Freunde, ihr werdet die Sache gegen den Amtmann gewinnen? In eurem Leben nicht! Es wird euch nur viel Geld und saure Wege zur Stadt kosten. Versucht nur einmal, wie die Sache geht. Die Nachtheile, welche das bisherige Schulwesen hatte, die kennt ihr; keiner auch kann eine begreifliche schriftliche Eingabe machen; seht erst einmal zu, welchen Nutzen das neue Schulwesen euren Kindern bringt. Als ich euch zuerst aufforderte, eine Umänderung in eurer Feldwirthschaft vorzunehmen, da hörte ich auch sagen: ich sollte erst selbst einmal einen Versuch machen. Ihr habt seither den Nutzen davon eingesehen; wohlan denn, macht auch mit der neuen Schuleinrichtung den Versuch, und hat sich der über's Jahr zu eurem

Schaden erwiesen, so will ich mit allen Kräften zur Aufhebung des Schulgesetzes wirken."

Die Versammlung trennte sich unzufrieden und gab — wie wir wissen, nicht ganz mit Unrecht — dem Gutsherrn eine Betheiligung des ihnen auferlegten Schulzwanges schuld; aber er war ihr Gläubiger, und sie nicht im Stande die geliehenen Capitale zu zahlen, und deshalb wagten sie es nicht, ihm feindlich gegenüber zu treten. Ja, mit der Zeit waren ihm besonders die jüngern Männer dankbar dafür. Es erwies sich, daß keiner zum Krüppel und zur Arbeit unfähig wurde. Endlich wurde auch Niemand dadurch ärmer, daß er seine Kinder in die Schule schickte. —

Durch ländliche Feste, welche der Baron einige Male des Jahres auf einem eigens dazu eingerichteten freien Platze im Schloßparke veranstaltete, erweckte er bei der Jugend den Sinn für anständige Freude. Wer bei solchen Gelegenheiten das frische junge Volk beim Tanz gesehen oder seine fröhlichen Lieder gehört, der würde schwerlich geglaubt haben, daß diese wohlgekleidete sittige Dorfjugend die Kinder der Eltern, die noch vor wenigen Jahren wegen ihrer Unsittlichkeit in der Gegend übel berufen waren. —

Das Dorf selbst in seiner malerischen Umgebung von reichen Saatfeldern, grünen Wiesen und waldgekrönten Bergen hatte jetzt auch in seinem Innern

ein so freundlich einladendes Aussehen gewonnen, daß Reisende, die gern dort einkehrten, versicherten, daß sie im Anblick der reizenden Umgebung und der rührigen Bewohner eine wahrhafte Lust zum Landleben bekommen hätten. — — — — —

Eine Reihe von Jahren war so vergangen. — Mit innerer Freude sah Feldern das zunehmende Gedeihen seiner wohlwollenden Anstrengungen, als der Tod des hochbetagten Pfarrers ihm Gelegenheit gab, bei Wiederbesetzung der nicht uneinträglichen Stelle einen seiner Lieblingswünsche in Erfüllung zu bringen. Unter Feldern's akademischen Freunden in Heidelberg stand allen voran Hermann Winterfeld, ein Theolog, der als Officier im Lützowschen Corps die Feldzüge mitgemacht und nach Heidelberg zurückkehrte, nachdem er sich langsam von einer Wunde erholt, die er am Tage des verrätherischen Ueberfalles bei Kitzen erhalten hatte. Weniger um seines Berufes Studien fortzusetzen, denen er schon vor dem Kriege fast drei Jahre mit großem Fleiße seine Zeit gewidmet hatte, als um sein Wissen auch auf andere Fächer auszudehnen, die er zur Vermeidung der Einseitigkeit im Predigeramte unerläßlich hielt, hatte er für diese Zwecke noch ein Jahr bestimmt. Hermann Winterfeld war ein schöner kräftiger Mann, zu Ausführung auch des Schwersten rasch entschlossen, und man erkannte, wie es damaliger Zeit häufig unter den Studirenden der Fall war, daß er auch gegen har-

tes Geschick gestählt war durch die Erfahrungen des letzten blutigen Krieges. Mit einem tiefen Wissen verband er die Bescheidenheit des großen Herrn und Meisters, dessen Lehre zu verkündigen er dann erst recht sich berufen hielt, als er mit dem eisernen Kreuze geschmückt in die Heimath zurückkehrte.

Es dauerte längere Zeit, ehe die später so engverbundenen Freunde sich näher kennen lernten. Ein ernster Zufall, Rettung eines Menschenlebens, eines Studenten der in Verzweiflung über ein im Leichtsinn verübtes Verbrechen im Neckarstrom sich den Tod geben wollte, ward die Veranlassung zu einem dauernden Freundschaftsbunde. Der Baron, der auf einem Spaziergange in der einsamen Gegend das Vorhaben bemerkte, hatte sich, obgleich des Schwimmens noch nicht völlig Meister, zur Rettung des auf- und niedertauchenden Unglücklichen in die hochgehenden Fluthen gestürzt. Feldern's Kraft ermattete im Ringen mit dem Unglücklichen, der die rettende Hand von sich stieß. Beide waren nahe daran eine Beute des Todes zu werden, als Winterfeld, von einem benachbarten Dorfe desselben Weges heimkehrend, sich in den Fluß stürzte, Beide mit seinen kräftigen Armen erfaßte und glücklich zum Ufer brachte.

Feldern war, nachdem er Heidelberg verlassen, in stetem Briefwechsel mit dem Freunde geblieben. Er wußte, daß Winterfeld, nach dem Tode der Eltern in Besitz eines kleinen Vermögens, einer einzigen

Schwester und den Wissenschaften lebend, die Zeit abwarten wollte, bis eine ihm zusagende Anstellung sich gefunden. Nach dem Tode des alten Pfarrers hatte Feldern als Patronatsherr nichts Eiligeres zu thun, als dem bewährten Freunde die erledigte Stelle anzutragen. Dieser nahm gern ein Pfarramt an, welches ihn in die unmittelbare Nähe eines edeln Mannes versetzte, dessen Werth er in der letzten Zeit ihres Zusammenseins in Heidelberg im fast täglichen Umgange erkannt hatte.

Es war um die Weihnachtszeit, als Winterfeld's Zusage eintraf, und es wurde die Verabredung getroffen, daß der Freund, nachdem die noch zu beobachtenden Formalitäten erledigt, am kommenden Pfingstfeste die Antrittspredigt zu halten, in der vorangehenden Woche aber in Augustenau einziehen sollte. Bis dahin sollte auch statt der alten baufälligen die neue Pfarrwohnung eingerichtet sein. Der Baron hatte dazu die Wohnung des früheren Rentbeamten ausersehen, dessen Geschäfte er selbst in die Hände genommen. Es war ein anständiges Haus, das sich wie ein Feenschlößchen widerspiegelte in den klaren Gewässern eines Weihers, der dem Parke mit seinen schönen alten Bäumen zum besondern Schmucke gereichte.

In dem Garten, der vom Gutsherrn der Pfarrwohnung beigegeben war, prangten die Obstbäume in reichem Blüthenschmuck. Das Frühlingslied der

Nachtigallen ertönte aus den Gebüschen am Weiher, als Feldern an einem Frühmorgen über die für den Freund getroffene häusliche Einrichtung die letzte Rundschau hielt. Er war zufrieden mit dem, was geschehen, und nach Winterfeld's ihm bekannten Ansichten über bescheidene häusliche Einrichtung glaubte er zu dessen Zufriedenheit gewaltet zu haben. Dann stieg er wie gewöhnlich zu Pferde, ritt durch die Fluren und von dort in den Wald, und als er auch hier alles nach Wunsch gefunden, kehrte er gegen Mittag auf dem Wege zurück, der durch das Dorf zum Herrenhause führte. Auch da hatte er seine Freude. Alles war auf den Gehöften wohl geregelt. Da standen die ungebrauchten Wagen, die vordem in wildem Durcheinander allem Wetter preisgegeben waren, unter festen Schuppen geborgen. Die aus dem Felde heimkehrenden Bauern und Knechte fuhren Pflüge und Eggen in Reihen geordnet im Hofe auf. Pferde und Geschirr waren vom besten Ansehen. Freundlich die Grüße der Landleute erwidernd, überall prüfend, ritt Feldern langsam durch die Gassen. Er freute sich über alles Gute, was er sah, und er durfte sich sagen, daß es mehr oder minder sein Werk war, was er erblickte. — — —

Unter den letzten Vorbereitungen zum Empfange des neuen Pfarrherrn war endlich die Pfingstvorwoche gekommen. Winterfeld kam, und mit ihm — eine Schwester, dem Bruder an Schönheit ähnlich,

aber verklärt durch weibliche Anmuth. Der Freund hatte ihm wohl einmal erzählt von einer jüngeren Schwester, die mit inniger Liebe an ihm hänge, aber nie hatte er von ihrem Aeußeren gesprochen. Ueberrascht bei dem Anblick einer so ungewöhnlichen Schönheit, war Feldern der jungen Dame behülflich bei dem Aussteigen aus dem Wagen, den er bis zur nächsten Station entgegen geschickt. Fast befangen erwiderte er die herzliche Ansprache des Freundes. Mit einer ihm sonst nicht eigenen Gemessenheit führte er das Geschwisterpaar in die neue Häuslichkeit ein. Die gewohnte Unbefangenheit fand Feldern erst wieder, als Anna, wie seine schöne Begleiterin vom Bruder bei der Vorstellung genannt wurde, auf der Wanderung durch alle Zimmer und Räume, die bei der Küche und einer reichlich versehenen Speisekammer das Ende genommen, scherzend das Urtheil fällte, daß selbst die erfahrenste Hausfrau nicht besser gesorgt haben würde. „Wie man das lernt, mein Fräulein, wenn man acht Jahr als Junggesell gewirthschaftet hat, werden Sie später Gelegenheit haben in der Einrichtung meiner eigenen Häuslichkeit zu erkennen, und es wird mir zur Freude gereichen, auch da von Ihnen eine nicht ungünstige Meinung zu hören," sagte Feldern lachend, als man zu dem während der Besichtigung von seiner Dienerschaft servirten Frühstück in die Wohnstube zurückkehrte.

Schon während der ersten Tage nach der Ankunft,



an denen Winterfeld und seine liebenswürdige Schwester noch die Gäste an des Gutsherrn Tische waren, lernte er die hohe geistige Begabtheit kennen, welche Anna zu einer Zierde ihres Geschlechtes machte. Sie gereichte dem schönen Mädchen um so mehr zur Empfehlung, als die im Laufe der Unterhaltung von Anna gefällten Urtheile mit derselben Bescheidenheit gegeben wurden, wie sie dem Bruder eigen war. Bei Feldern's scharfer Beobachtungsgabe konnte es ihm nicht entgehen, daß Anna's geistige Bildung zum größten Theile das Werk des Bruders war, von dem sie, wie an äußerer Schönheit, auch in Gesinnung das treue Ebenbild war.

Feierliches Frühgeläut verkündete den Morgen des Pfingstfestes. Ueber dem freundlichen Dorfe dehnte sich der blaue Himmel; nicht durch das kleinste Wölkchen behindert sandte die goldene Sonne ihre belebenden Strahlen auf die saat- und waldgrüne Umgegend. Maienbäume und Blumengehänge, mit denen wie die Kirche auch die Häuser des Dorfes bis zur kleinsten Hütte geschmückt waren, verbreiteten einen frisch belebenden Duft. In den Häusern war es rege; Alt und Jung legten den besten Feststaat an. Manche standen schon in den Thüren, das Gesangbuch unter dem Arm, in der Hand einen Blumenstrauß, das Geläut zum Anfange des Gottesdienstes erwartend.

Das andere Geläut hatte begonnen. Da trat der junge Pfarrherr im vollen Ornate, ihm zur Seite

zwei seiner Amtsbrüder, aus der mit Blumen bekränzten Thür seiner Wohnung. Ihm folgten der Superintendent des Sprengels und der Amtmann als Kirchencommissare. Nach ihnen schritten der Gutsherr und Anna, die sichtbar ergriffen war von der hohen Bedeutung, welche der Tag für den geliebten Bruder hatte. Auf dem Hofe hatte der Inspector mit dem Verwalter sich aufgestellt; sie machten den Beschluß in der vom Baron angeordneten Reihenfolge. Aller Häupter neigten sich, als der kleine Zug den Platz vor der Kirche betrat, deren innere Räume die vollen Töne der neuhergestellten Orgel durchrauschten. Die zahlreich versammelte Gemeinde nahm geräuschlos ihre Plätze. Der Gesang begann unter trefflicher Leitung des jungen Schullehrers. Als die letzten Strophen, die nach seiner vorhergegangenen Anweisung von einem Schüler-Chor gesungen wurden, verhallt waren, trat eine feierliche Stille ein. Der Pfarrherr betrat die Kanzel. In den wenigen vorhergehenden Tagen hatten ihn die Bauern meist nur gesehen; um so tiefer fühlten Alle sich ergriffen, als er in seiner hohen kräftigen Gestalt vor den mit Blumen geschmückten Altar trat, und mit volltönender Stimme ein Gebet sprach, in dem er Gott bat auch fernerhin mit seinem heiligen Geiste die Gemeinde zu erfüllen, die er auf einer dem Herrn wohlgefälligen Bahn gefunden. Manches Auge füllte sich mit Thränen im Verlauf der gehaltvollen und Allen verständlichen Pre-

digt. Selbst einige von den älteren Bauern, die vor Jahren noch den Sonntag mehr um des Wirthshausganges als des Gottesdienstes willen geliebt hatten, sahen vor sich nieder, um die feuchten Blicke zu verbergen. Als der Pfarrherr die Kirche verließ, traten die Vorstände und Ortsältesten an ihn heran, um ihm nach einander ohne Worte, aber um so bedeutungsvoller die Hand zu drücken. Von Allen vielleicht am tiefsten war Feldern ergriffen, der heute so recht Gelegenheit hatte die wohlthätige Veränderung ganz zu erkennen, die in einer kurzen Reihe von Jahren — er durfte es sich sagen — durch das von ihm gegebene Beispiel mit seinen Dorfbewohnern vorgegangen war.

Mittags fand auf dem Schlosse ein Festessen statt. Außer den eigentlichen Hauptpersonen des Tages, der mitwirkenden Geistlichkeit, dem Justizamtmann, dem Pfarrherrn und seiner schönen Schwester, waren nebst dem Förster, dem Inspector und dem Verwalter auch der Schulze und die Ortsvorsteher eingeladen. Feldern warf in gehobener Stimmung noch einen letzten prüfenden Blick auf die festlich geschmückte Tafel, als vor den andern Gästen Winterberg mit seiner Schwester zuerst in den Saal trat.

„Lieber Feldern!“ sagte der Pfarrherr, indem er dem langjährigen Freunde beide Hände reichte, „am heutigen Tage habe ich es erkannt, was Du an dieser Gemeinde gethan; Du hast mir in einer Weise

vorgearbeitet, daß meine fernere Aufgabe nur eine leichte sein wird." Anna neigte zur Bestätigung des vom Bruder gethanen Ausspruchs wiederholt das schöne Haupt, und reichte dann, wie es Winterfeld gethan, zwar ohne Worte, aber mit einem ausdrucksvollen Blicke dem Baron die Hand. — Feldern zog sie an seine Lippen, zum ersten Male fühlte er in der ihm gewordenen Anerkennung, daß er nicht umsonst gearbeitet für das Wohl seiner Mitmenschen.

Die freudige Bewegung seines Innern sollte aber während der Tafel noch einen bedeutenden Zuwachs erhalten. Nach einem Toast, den der Kirchenpatron auf das Wohl und eine recht lange Amtsthätigkeit des neuen Pfarrherrn ausgebracht hatte, erhob sich der Schulz, ein Greis von 70 Jahren, und bat um die Erlaubniß auf das Wohl des Gutsherrn trinken und dem Baron v. Feldern, dem Wohlthäter der Gemeinde, ein Lebehoch bringen zu dürfen.

Die Tischgesellschaft erhob sich, um in voller Ueberzeugung ihre Wünsche mit denen des Greises zu vereinigen. Feldern dankte dem Schulzen und seinen anwesenden Freunden für ihre wohlwollende Gesinnung, der Gemeinde insbesondere für das in letzter Zeit ihm so bereitwillige Entgegenkommen bei allen zum Fortschritt von ihm gemachten Vorschlägen. „Sie haben meiner gedacht, lieber Herr Schulze," fuhr er fort, „aber es ist vorzugsweise noch des Herrn Kirchencommissarius zu gedenken," und lächelnd deutete

er auf den ihm gegenübersitzenden Justizamtmann. „Ohne seine fortgesetzte Bemühung würde es mir nicht so schnell 'gelungen sein, hier Alles so, wie ich es wünschte, in einen segensreichen Einklang zu bringen. Sie haben es gewiß noch nicht vergessen, wie es mit unserer Schule, mit dem Unterricht Ihrer Kinder stand!"

„Ach! Herr Baron, Herr Justizamtmann! Wir sind Ihnen ewig dankbar dafür, daß wir jetzt von unsern heranwachsenden Kindern noch lernen können, was zu wissen uns früher ganz unnütz erschien. Wer von uns Allen würde an eine Zeitung, an ein gutes Buch, kurz an das, was der Herr Baron Fortschritt nennt, gedacht haben, wäre es nicht so gekommen. Jetzt wissen wir Bauern, daß wir dazu gehören, sonst, ja da glaubten wir, daß wir nichts gälten im Lande, nur allein dazu wären, um die Steuern zu bezahlen. Sonst wußten wir wenig anders vom Recht und vom Gesetz, als was die Gerichte uns aufschrieben; jetzt, da wir es aus den Büchern und Zeitungen lesen, kennen wir unsere Pflichten und thun gern darnach."

Dieser einfachen, aber wohlverdienten Lobrede folgte ein neuer Toast —„auf das Wohl des eben so intelligenten als humanen Gerichtsherrn!"

So nahm das Fest in heiterer Weise seinen Fortgang. Als die Gäste sich endlich trennten, meinte der Schulze, indem er an der Spitze der Schöppen sich bei dem edeln Schloßherrn verabschiedete, daß er

vor 10 Jahren in so vornehmer Gesellschaft kein Wort würde gewagt haben; er glaubte aber, daß er heute, wenn auch nicht gar fein, doch Allen verständlich gesprochen hätte.

„Daß Sie das gethan, lieber Herr Schulze, kann ich Ihnen bezeugen," sagte der Pfarrherr in seiner Vertrauen erweckenden Redeweise, — „und das macht der Fortschritt, dessen sich die Gemeinde seit Jahren befleißigt. Halten Sie ferner zum Herrn Baron, wie dieser zur Gemeine, und es wird Ihnen besser gehen mit jedem Jahre, und Kind und Kindeskind wird in vollem Maße die zunehmenden Segnungen der wahren Bildung erkennen." — —

Das Fest war vorüber und schon mancher Tag ihm gefolgt. Fast keiner war vergangen, ohne daß Feldern, wenn auch nur für kurze Zeit, in der freundlichen Pfarrwohnung vorgesprochen hätte. Der Weg dort vorüber war der nächste, der in seine Feldmarken führte, und gleich über den jenseits des Weihers liegenden Wiesen ragten schon die Kronen des Vorwaldes hervor, der von des Barons Jagdrevieren die Anfänge bildete. Aber seit Kurzem waren diese Besuche seltner geworden; in der letzten Woche war Feldern sogar nur einmal im Pfarrhause gewesen. Als Winterfeld zweimal im Schlosse nach ihm gefragt hatte, hieß es: „Der Herr" — der „gnädige" war der Dienerschaft verboten — „sind auf der Jagd!"

Eines Tages, schon zur frühen Morgenstunde,



saß Feldern in einer Fensternische seines Arbeitszimmers, beschäftigt, Büchsen und Doppelgewehre in Ordnung zu bringen, die um ihn herstanden. Vor ihm stand ein schöner, brauner Jagdhund, der mit seinen klugen Augen die Vorbereitungen zu einem Ausgange betrachtete, bei dem er seinem Herrn unentbehrlich war. Zwei kleine Dachsfänger lagen friedlich neben einander auf dem Teppiche vor dem Schreibtische. Außer dem Gutsinspector war dieses Kleeblatt nebst einigen Singvögeln, die ein bequemes Unterkommen in einer Voliere hatten, seit Jahren des Barones einzige Gesellschaft gewesen.

Das Werk, welches Feldern sonst so rasch von der Hand ging, wollte ihm heute nicht recht gelingen. Bald hatte er hier, bald dort am unrechten Orte eine Schraube angesteckt. Der Beobachter würde auf den ersten Blick den Grund zu diesem Vergreifen erkannt haben. Feldern sah nämlich mehr nach den in der Morgensonne blinkenden Fenstern des freundlichen Pfarrhauses am See, als auf die Percussionsschrauben des in seinen Händen befindlichen neuen Jagdgewehres. Unwillig über sich selbst, stellte er den Doppelläufer an die Seite, liebkoste Diana, die ihn fortwährend im Auge behalten, und erhob sich, um das Zimmer zu verlassen. Da wurde rasch die Thür geöffnet, und auf der Schwelle erschien der Pfarrherr mit frischem, heiterem Gesicht, seinen Guten Morgen bietend.

„Das nenne ich zur glücklichen Stunde," sagte er lächelnd, „ich sehe, man muß früh kommen, wenn man den Jäger noch zu Hause treffen will. Lieber Feldern!" fuhr er fort, dem Baron die Hand reichend, „ich wollte selbst von Dir hören, was Dich so dringend beschäftigt, daß wir seit sechs Tagen nicht mehr als einen flüchtigen Gruß aus der Ferne von Dir gehabt. Warum kamst Du nicht einmal, uns Dein freundliches Gesicht in der Nähe zu zeigen?"

„Ich konnte nicht," erwiderte der Gefragte in sichtlicher Verwirrung, „weil — nun — weil es mir im eigenen Hause nicht gefällt, so oft ich von Euch lieben Menschen in meine Einsamkeit zurückkehre; ich fühle dann doppelt, daß mir Alles das fehlt, was Euch beglückt, um das ich Euch beneiden könnte, wenn kein Unrecht darin läge."

„Und was wäre das Alles?" fragte Winterfeld lächelnd, indem er neben Feldern den Sitz auf dem Divan einnahm. „Ich weiß doch aus früherer Erfahrung, daß Du im Ganzen in Deinen Wünschen sehr bescheiden bist."

„Ob aber auch diesmal? — darüber magst Du hernach selbst entscheiden. Ich vermisse bei mir die sorgsame Hand, das zarte Gemüth eines weiblichen Wesens, das, wie Anna, Deine herrliche Schwester, Dir das Haus wie zu einem Paradiese macht."

„Ach, ist es das, was Dir fehlt, dann rathe ich Dir, baldigst unter den schönen Töchtern des Landes,

zuerst in der Hauptstadt, nach einem Schutzgeist Dich umzusehen. Einem in jeder Hinsicht so wackeren Manne, wie Du bist, — ohne Dir eine Schmeichelei zu sagen — kann es nicht eben schwer fallen eine Gefährtin nach seinem Herzen zu finden!"

„Meinst Du wirklich, das sei so ganz leicht? Du kennst aus früherer Zeit meine Anforderungen an eine Gattin, an eine Gefährtin für das ganze Leben, mit andrer Bestimmung, als nur die strenge Pflicht der Hausfrau zu erfüllen, oder als die Würdenträgerin der Familie zu figuriren. Hermann, Du hast mir einst auf Gefahr des Deinigen das Leben gerettet; gieb mir jetzt auch, was zum Leben unentbehrlich, den Seelenfrieden wieder. Wisse denn, ich liebe schon."

„Das Erste, was ich höre; das konntest Du so lange dem alten Freunde verschweigen?"

„Ich liebe eben Deine prächtige Schwester Anna!" rief jetzt Feldern, indem er sich rasch erhob und dem Pfarrherrn gegenüber stellte. —

„Anna? Dieses Geständniß überrascht mich und auch wieder nicht, wenn ich mir manche Deiner Aeußerungen über das anspruchslosse Walten, über das geistige Streben der Schwester ins Gedächtniß zurückrufe. Du stehst bei ihr in hohem Ansehen; sie hat zum öftern ohne jeden Nebengedanken ein Urtheil über Dich gefällt, was ihrem Verstande und ihrem Herzen zur Ehre gereicht."

„Aber wie? mit welcher Betonung?"

„Nun eben in der Art, als wenn man Jemand hochschätzt und diesem Jemand gut ist."

„Ich möchte aber von Dir hören, ob von ganzem Herzen, ob — sie mich liebt, wie ich es meine; vielleicht nimmt mir Deine Antwort eine schwere Last vom Herzen."

„Um das zu erfahren, lieber Feldern, mußt Du Anna selbst fragen. Sie wird Dir unumwunden ihres Herzens Meinung sagen, darauf kenne ich meine Schwester. Das Gesicht meiner lieben Anna ist der Spiegel ihrer Seele. Hast Du nach dessen Ausdruck ihren innern Werth beurtheilt, und ihre Worte in Uebereinstimmung mit dem kleinen Wirkungskreise, den sie sich geschaffen: dann bist Du nicht irre gegangen. Im Uebrigen," fügte Winterfeld hinzu, „kann ich Dir nur sagen, daß sie Dich sehr werth hält, sonst würde sie nicht handeln nach Deinem Beispiele. Die Pflege der Armen und Kranken im Dorfe hat sie, ohne daß ich bis vor Kurzem eine Ahnung davon hatte, Dir fast schon aus den Händen genommen, weil es nach ihrer Ansicht zu viel für Dich würde, in alle diese Details einzugehen, bei so vielen anderen größeren von Dir übernommenen Pflichten."

„Ich thue nur wenig, lieber Winterfeld! Nichts über meine Kräfte; aber ich thue gern, was ich einmal übernommen."

„Das eben hat Anna erkannt. Keins Deiner

hier gestifteten guten Werke ist ihr entgangen. Und dieser Erkenntniß entspringt die für Dich gefühlte Verehrung."

„O Hermann, wäre ich wie Du ein Lützower gewesen — wer weiß, ob ich es nicht schon gewagt hätte, im kühnen Angriff um Anna's Hand zu werben!"

„Und wärst Du es wirklich gewesen, hättest Du selbst im Gefolge Blüchers alle Schlachten mit ihm gekämpft — so wie ich Dich kenne, würdest Du doch einen andern Weg gehen bei meiner Schwester. Versuche den rechten; ich liebe Euch ja beide so innig, daß ich nur wünschen kann, Ihr möchtet Euch in völliger Uebereinstimmung der Gefühle darauf begegnen."

Im Zimmer wurde jetzt nicht weiter über diesen Gegenstand gesprochen. Aber die beiden Freunde machten noch einen längeren Spaziergang durch den Park, und als sie sich trennten, versprach Feldern zu Abend ein Gast in der Pfarrwohnung zu sein.

Der Nachmittag wurde dem Herrn Baron ungewöhnlich lang. Endlich schlug die Feierabendglocke. Singend kehrten die Arbeiter vom Heumachen aus den Wiesen zurück. Die Gespanne brachten die letzten Fuder unter Dach. Die Sonne neigte sich zum Untergange, und eine erquickende Abendluft trug den würzigen Duft herüber von den nahen Auen zum Schloßhofe. Es war der Feierabend, wie man ihn in seinem beseligenden Frieden nur auf dem Lande kennt, wo der Arbeiter den Werth der Ruhe zu wür-

digen versteht, und das Sehnen des Städters nicht kennt, auch noch die Nacht zum Tage zu machen, in aufregenden Vergnügungen.

Auf Feldern machte die ihn allmählich umgebende Stille einen wohlthuenden Eindruck. Sie hatte den Sturm seiner Gefühle gesänftigt, als er auf einem Umwege durch den Park die Nähe des Pfarrhauses erreichte. Die Geschwister, welche um diese Zeit seine Ankunft erwarteten, kamen ihm entgegen. Die Begrüßung war herzlich wie immer. Aus Anna's unbefangener Freundlichkeit erkannte Feldern, daß der Bruder von dem, was am Morgen unter den Freunden verhandelt, Nichts verrathen hatte. Aber ein strahlender Blick aus Anna's dunkelem Auge sprach es aus, daß Feldern nach längerem Wegbleiben heute ein doppelt willkommener Gast war. Dieser aber war bald wieder in der heiteren Stimmung, die ihn immer zum liebenswürdigen Gesellschafter machte, so oft er die glückliche Häuslichkeit des Freundes betrat.

Besonders an diesem Abend erzählte er viel über Tisch aus seinem vergangnen Leben. Aufmerksam folgte Anna den Schilderungen, die er aus seinen Reisen in England und aus dem Süden von Europa mittheilte. Als Feldern gelegentlich auch das Residenz- und Hofleben berührte, wie er es in nächster Nähe kennen gelernt, und mit einem leichten Anflug von Humor das allerdings oft recht Pikante erwähnte, welches die Eingeweiheten in die feinsten

Freuden des Lebens als die höchsten und unveräußerlichen Güter der Haute Volée stets mit Begeisterung ihm geschildert hatten, ohne ihn dadurch zu einem der Ihrigen machen zu können, da wagte Anna, wie in bescheidenem Zweifel, lächelnd den Finger gegen ihn zu erheben:

„Aber, Herr v. Feldern," sagte sie, ihn fest anblickend, „kann das Ihr, des vormaligen Gardeofficiers und Hofjunkers, voller Ernst sein? Würden Sie diese Ansichten Ihren Standesgenossen in der Residenz gegenüber noch fortwährend vertreten?"

„Daß es mir, wie jetzt, auch früher damit Ernst war, habe ich bewiesen, als ich mich aus dem Dienste zurückzog. Meine Ansichten aber habe ich so oft gegen die mir Gleichstehenden in der Residenz vertreten, daß sie sich zuletzt wegen Mangels an gründlichen Beweisen von mir fern hielten."

Anna's Augen begannen heller zu leuchten, als Feldern mit den Worten schloß: „Als Jahre meine Erfahrungen gereift hatten, da erkannte ich, daß für mich nur in der Freiheit des Landlebens das Glück lag. Es war ein weites Feld, auf dem ich es suchte, ein Feld, welches meine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Es war nicht allein mein eigener Boden, auf dem ich Schätze zum eigenen Nutzen ausbeuten wollte. Ich wollte das Glück auch derer, wenn möglich, begründen, über die mich der Zufall der Geburt zum Erb- und Gerichtsherrn bestellt hatte. Nach Jahren

voller Mühe und Sorgen ist es mir gelungen, die unwissenden Landleute für die höheren Güter des Lebens empfänglich zu machen, und erst dann habe ich mir die Liebe und das Vertrauen unsrer Dörfler erworben, als sie sahen, daß ich für mich selbst nicht nach Besserem strebte, als nach dem, was ich ihnen durch neue Einrichtungen zuzuwenden bemüht war."

„Und den schönen Lohn für Ihre rastlosen Bestrebungen haben Sie bereits geerntet — schwerlich möchte es in Augustenau einen Menschen geben, der dem Baron v. Feldern nicht mit der innigsten Liebe zugethan ist," sagte Anna mit gehobener Stimme — doch die rasche Aeußerung schnell verbessernd, setzte sie hinzu: „Schon nach dem vielen Guten, was mir Hermann noch in der Heimath von seinem künftigen Kirchenpatrone erzählte, wußte ich, daß der Mann kein gewöhnlicher war, der uns mit so freundlichen Worten auf seinen Besitzungen die neue Heimath bereiten wollte. Meine nicht geringen Erwartungen — gestatten Sie dem einfachen Mädchen den Ausspruch — wurden übertroffen, sobald ich Gelegenheit hatte, einen tiefern Blick in Ihre Schöpfungen zu thun. Die Frauen haben in manchen Dingen einen Scharfblick, den die Herren der Schöpfung sich gern allein zuschreiben möchten, den sie ihnen im eigenen Interesse aber getrost überlassen könnten." — Anna sprach diese Worte mit einer so eigenthümlichen Bewegung, daß er sich veranlaßt fühlte, ihr mit warmem

Danke die Hand zu reichen. „Aber an Einem noch fehlt es mir,“ sagte er, in Anna's schönes Auge blickend, „an etwas sehr, sehr Wesentlichem. Ehe diese große Lücke in meinen Besitzungen nicht ausgefüllt ist, bleiben die schönsten bei meinen Unternehmungen gehegten Pläne Nichts weiter als schöne Träume.“

„Darf man wissen, worin dieser Mangel besteht, bei einem Manne, der bisher so viele Kräfte sich dienstbar zu machen verstand?“

„Nicht heute, Fräulein Anna, wohl ein anderes Mal, vielleicht morgen, theile ich es Ihnen mit, wenn Sie mir dann schon wieder einen Besuch gestatten.“

Sie reichte Feldern mit einem freundlichen Neigen des Kopfes die Hand, und er fühlte, daß sie leicht erbebte, als er sie kaum merklich drückte. Der Glückliche wußte kaum, was er that, als er an die Erröthende die Bitte richtete, Körner's Gebet vor der Schlacht — des Pfarrers Lieblingslied von früherer Zeit, — auf dem schönen Flügel zu begleiten, den sie in Anerkennung ihres Talents, noch kurz vor Verlassen der Heimath, vom Bruder zum Geschenk erhalten hatte.

Anna's Stimme war die kräftige Altstimme, wie sie, in Uebereinstimmung mit ihrem inneren Leben und mit ihrer edelen äußern Erscheinung im schönen Einklange, für den Vortrag der schönen Dichtung so besonders geeignet war.

Als nun die Töne sich hoben und schwollen, und sein Blick immer inniger auf der schönen Sängerin verweilte, da keimte auch in Feldern's Herzen ein heißes Gebet auf, nicht um den Tod, nein, um ein schönes Leben, ihm bereitet durch Anna's, als seiner Gattin, Liebe.

„Morgen!" dachte Feldern beim Abschiede, was er heute nicht mehr auszusprechen wagte —„Morgen soll es sich entscheiden, ob mir das bisher im Leben so günstige Schicksal getreu bleibt."—

Am andern Tage, bald nach Aufgang der Sonne, ließ Feldern sein Pferd satteln. Er beachtete nicht die stille Verwunderung, mit welcher der Reitknecht ihn anblickte, ob des Ritts in so früher Stunde. In seinem Kopfe gingen andere Dinge um; rosenroth, wie die leichten Wölkchen, welche der Sonne voraneilten ,blühete es in seinem Herzen. Langsamen Schrittes durchritt er seine Fluren und einen beträchtlichen Theil der neu bestandenen Forsten. Wohin er sah, erblickte er mit Zufriedenheit das Gedeihen seiner fast neunjährigen Wirksamkeit. Dankbar aber erkannte er auch die gewissenhafte Mitwirkung seines treuen Inspectors. Feldern's Ritt hatte den Zweck, noch einmal zu prüfen, ob seine Schöpfung ein der Geliebten würdiges Geschenk sei. —

Endlich zeigte ihm die Uhr, daß er fast vier Stunden unterwegs war. Da hielt er von einem Hügel in der Nähe des Dorfes, den er, mit einem

Pavillon gekrönt, sein „Belvedere“ nannte, die letzte Umschau über sein reiches Besitzthum und wandte mit Genugthuung sein Pferd zur Rückkehr. Es schlug 9 Uhr, als er den Schloßhof erreichte.

Nachdem er den bestaubten Anzug mit einem andern vertauscht, begab er sich in das Speisezimmer, wo das Frühstück seiner wartete. Er überflog dabei die unterdessen vom Postboten gebrachten Zeitungen, bis ihm die passende Stunde zu dem Gange gekommen schien, zu dem er sich durch den Morgenritt so ganz eigenthümlich vorbereitet hatte.

Mit Vertrauen im Herzen schritt er den vom Schloßgarten nach dem Pfarrhause sich windenden Kiespfad hinab. Feldern war um manches Jahr älter als Anna, aber er war ein schöner Mann. Der Ernst auf seiner hohen Stirn deutete darauf hin, daß jede seiner Handlungen die Frucht reiflicher Ueberlegung war, aber der wohlwollende Zug um den feingeschnittenen Mund und der freundliche Blick seines großen, blauen Auges verrieth dem Menschenkenner, daß nur edle Grundsätze bei seinen Unternehmungen maßgebend waren. Er war überall gern gesehen, wo er früher in der vornehmen weiblichen Welt erschien, und es würde ihm leicht geworden sein, bei seinen Vorzügen, eine Lebensgefährtin in den höchsten und reichsten Häusern der Residenz zu finden. Aber seine im Umgange mit der vornehmen Welt gewonnenen Lebensansichten hatten

eine Richtung genommen, daß er bei den mit den Frauen seiner Bekanntschaft angestellten Vergleichen mit wenigen Ausnahmen eine derselben wie die andere fand. Wo er bei der einen dem Geiste zeitweilig gehuldigt, vermißte er das Gemüth, und wo er das letztere einmal erkannt hatte, da gebrach es wieder an jeglichen Begriffen über die eigentliche, über die hohe, edele Bestimmung des Weibes. Wohl fühlte er das Bedürfniß der Liebe. War doch die Liebe bislang die Triebfeder aller seiner Handlungen gewesen. Aber das ihm vorschwebende Ideal hatte er erst in Anna gefunden. Nachdem er sie Monate lang täglich, oft ohne daß sie eine Ahnung davon hatte, in ihrem geistigen und häuslichen Walten beobachtet, aus der Weise, wie sie für Arbeit und Erholung immer die rechte Zeit fand, den Grundton der Harmonie erkannt, aus welcher die zärtliche Liebe der Geschwister stets neuen Zuwachs erhielt, da wurde Anna mehr und mehr der Gegenstand seiner Sehnsucht; er fühlte, daß er nie eine Andere als Anna zur Gattin erwählen konnte.

Feldern's Herz klopfte rascher, als er jetzt den kleinen Blumengarten betrat, wo er so oft, wachend und in seinen Träumen, neben Anna verweilt. Die Thür des epheuumrankten Vorbaues stand offen, so auch die Thür des Wohnzimmers, welche nach der Hausflur führte. Er konnte nicht vorüber, ohne einen Blick hineinzuwerfen, aber er konnte auch nicht wei-

ter gehen, denn im Hintergrunde des Zimmers, neben einem halbverhüllten Fenster, saß Anna vor ihrer Staffelei; prüfend weilte ihr Auge auf der unter ihrer Hand hervorgehenden Schöpfung. Sie hatte Feldern's Kommen nicht bemerkt. Auf seinen freundlichen Morgengruß warf sie ein Tuch über den Rahmen und erhob sich rasch zu seinem Empfange.

„Darf ich wissen, Fräulein Anna, welcher Gedanke Sie leitet bei dem Entwurf und der Ausführung des Werkes dort, welches nach dem äußeren Umfange von allen den schönen Bildern und Skizzen, die ich bisher von Ihnen gesehen, eins der bedeutendsten zu werden verspricht?"

„Nicht heute, Herr v. Feldern! doch hier meine Hand zum Versprechen, daß Sie nach der Vollendung der Erste sein sollen, dem ich es zur Beurtheilung vorstelle."

„Ich füge mich diesem Ausspruche, der so ehrenvoll für mich ist;" dabei behielt er die Hand, die Anna ihm zu entziehen nicht den Versuch machte, und mit leiserer Stimme fuhr er fort: „Ich komme" — „Nein, Herr v. Feldern! Sie sind schon da," unterbrach ihn lächelnd das schöne Mädchen, betroffen von der fast schüchternen Anrede im Tone einer Stimme, die sie am Baron nicht gewohnt war.

„Nun wohl, ich bin da, um Sie offen, wie es einem redlichen Manne geziemt, zu fragen: ob ich die Hand, die ich jetzt halte, für immer mein eigen nen-

nen darf, ob Sie als meine Gattin das Leben mit mir theilen wollen mit Allem, was ich besitze, was sonst nur geringen Werth für mich behält?"

Manche Andere würde in Anna's Lage, bei diesem so überraschenden Antrage, ausweichend, vielleicht mit der Bitte um Aufschub der Entscheidung, geantwortet haben, während doch das Jawort schon im schlagenden Herzen jubilirte. Anna sah mit ihrem reinen, klaren Blicke dem Baron in das glänzende Auge, ohne ihm die Hand zu entziehen. Wohl kannte sie längst Feldern's Werth, während sie auch den eignen nicht unterschätzte. Ihr Auge weilte auf den Zügen des schönen Mannes, der ihr mit wenigen Worten das süße Geheimniß seines Herzens offenbart hatte, als sie mit einfachen Worten ihr Geständniß zurückgab: „Einen Mann von Ihrer Denkungsart, Herr v. Feldern, darf ich nicht an Standesvorurtheile erinnern. Ihr Adel trägt seine tiefste Wurzel in einer edelen Seele. Solchem Adel ebenbürtig glaube ich gleich meinem Bruder auch mich betrachten zu dürfen. Nachdem Sie selbst diese Gleichstellung gelten ließen, hat es nicht sehr langer Zeit bedurft, um die Sympathieen zu rechtfertigen, die wir gegenseitig für einander empfanden." Anna hielt hier inne, als ob sie Feldern's Antwort erwartete; als dieser aber statt jeder Entgegnung sein Auge immer tiefer in das der Geliebten versenkte, fuhr sie mit bewegterer Stimme fort: „Theurer Feldern! Gestern haben Sie das

Geständniß der von mir für Sie gefühlten Hochachtung vernommen; nehmen Sie heute das Bekenntniß meiner Liebe. Ja, ich will Ihnen eine treue, sorgsame Gattin sein bis an das Ende meiner Tage. Möge Gott sie möglichst verlängern, um das Glück zu verdienen, welches, mir zuweilen als ein schöner, beseligender Traum vorschwebend, jetzt zur Wahrheit geworden ist!" Feldern schloß sie in seine ausgebreiteten Arme. Herz an Herz, war ihnen in überseligen Gefühlen unbewußt eine geraume Zeit verflogen, als Winterfeld zu ihnen trat. Der Pfarrherr war unbemerkt schon während einiger Minuten Zeuge dieses Verlöbnisses gewesen, überzeugt, daß es das Glück von zwei Menschen begründete, die seinem Herzen so theuer waren. Diese Momente waren ihm zu heilig, um seine Ankunft früher zu verrathen.

Anna warf sich unter Thränen in seine Arme. „Nimm statt der Eltern Segen den meinigen, theure, liebe Schwester! Sie schieden zu früh, um Dich glücklich zu sehen, wie sie es wünschten," — sagte Winterfeld nicht ohne Bewegung, als er sich sanft aus Anna's Armen losgemacht und, Feldern an sein Herz drückend, wiederholte: „Nimm auch Du jetzt, mein Bruder! meinen Segen für den Segen der Eltern und vergelte Anna die Liebe, die sie mir bisher in so hohem Maße erwiesen. Gott möge Euch nun ferner leiten auf den Wegen, die Euch bisher nur zum Guten und Schönen geführt haben!"

„Aber wirst Du Dich denn nicht ganz einsam und verlassen fühlen, mein Hermann, ohne mich, die wir seit Jahren kaum einen Tag von einander getrennt waren?"

Winterfeld legte schmeichelnd die Hand auf der Schwester zu ihm geneigtes Haupt und entgegnete, einen leichten Anflug von Schmerz unter einem Lächeln verbergend: „Wie könnte ich mich verlassen fühlen, in der täglichen Nähe meiner Lieben! Und dann — wer weiß, wie bald auch mir das Stündlein schlagen wird! Zu alt bin ich ja noch nicht, Eurem Beispiele zu folgen. Aber die rechte Zeit ist noch nicht für mich gekommen."

„Du, mein lieber Winterfeld, wirst auch noch die Frau nach Deinem Herzen finden, nur suchen darf man nicht nach solchem Schatze," sagte Feldern scherzend, den Arm um Anna's Nacken legend.

„Vielleicht magst Du Recht haben, Feldern! Das Sprüchwort: Suchet, so werdet Ihr finden, — ist bei Dir nicht zur Wahrheit geworden."

Noch lag ein weites Feld zu Erörterungen über Liebe und Freundschaft den Glücklichen offen, als ein Bote des Inspectors sie unterbrach. — Die versammelte Gemeinde wünschte den Gutsherrn bei einer wichtigen Berathung in ihrer Mitte zu sehen. Die Liebenden mußten sich für den Augenblick trennen. — Der Abend aber hatte sie wieder im traulichen Zimmer vereinigt. Manche der schönen Leserinnen wird

aus Erfahrung wissen, wie Vieles Neuverlobte am ersten Tage ihres Glückes sich zu sagen haben, und wenn es endlich auch nur durch Blicke geschieht, die ja so beredte Dolmetscher der Herzenssprache sind, wenn die Worte anfangen zu fehlen! Schon manches Gestirn war am Himmelsbogen vorübergezogen, zweimal schon hatte der gewissenhafte Wächter am Rande des Parkes sein „Hört, ihr Herren" ertönen lassen, und immer noch hatte Feldern der Geliebten einen neuen Plan zur Verschönerung des Herrenhauses mitzutheilen, bis Winterfeld lächelnd an die Trennung mahnte, mit Vorbehaltung der Fortsetzung für den künftigen Abend.

Sechs Wochen waren den Verlobten im raschen Fluge vergangen, als mit der herannahenden Erntezeit, wie jedes anderen gewissenhaften Landwirthes, auch Feldern's größere Thätigkeit und Aufmerksamkeit in Anspruch genommen wurde. Doch der Feierabend gehörte der Braut, und kein Morgen verging, ohne daß Anna des geliebten Mannes Morgengruß am Fenster vernommen. —

Nach der Arbeit ist gut ruhen! lautet des Landmannes richtigstes Sprüchwort. Deshalb feiert er auch, wenn der Segen der Ernte glücklich unter Dach ist, mit besonderer Vorliebe das schönste der ländlichen Feste, — das Erntedankfest. Dieses fiel in diesem Jahre zufällig mit des Gutsherrn Geburtstage zusammen. — — — — — —

Es war spät geworden am vorhergehenden Abend, als Feldern sich nach manchen die Doppelfeier des Tages betreffenden Verabredungen im Pfarrhause verabschiedete. Früh war er am andern Morgen wieder auf. Aber wie fühlte er sich überrascht, als er bei dem Eintritte in sein Arbeitszimmer über dem Divan, auf dem er vor Monden an Winterfeld's Seite dem Freunde zuerst sein Herz eröffnet hatte, Anna's zum Sprechen getroffenes Bild in einem goldenen Rahmen erblickte!

Winterfeld hatte es nach einem Miniaturgemälde der Schwester von einem geschickten Künstler fast in Lebensgröße ausführen lassen. Ohne Anna's Vorwissen war es dem Bruder unter dem Beistande des Inspectors gelungen, das Bild in der ersten Morgenstunde an dem von ihm dazu ausersehenen Platze aufzuhängen.

Ein beseligendes Gefühl überkam Feldern bei dem Anblicke des Leben athmenden Bildes. Es war ihm, als vernähme er aus dem schönen Munde den Glückwunsch zu seinem Wiegenfeste. Er konnte sich nicht abwenden von den schönen, ausdrucksvollen Zügen und stand noch im Betrachten derselben versunken, als eine neue Ueberraschung seine aufgeregten Gefühle in Anspruch nahm. Unter dem Klange der Kirchenglocken, welche das Erntedankfest mit dem ersten Pulse einläuteten, ertönten unter seinem Fenster von einem vollstimmigen Chore die Worte des schö-

nen Liedes: „Herr, segne ihn, der gern beglückt ꝛc.“ Es war der junge Cantor, der mit der erwachsenen, wohl eingeübten Dorfjugend den Weihegesang zur Feier des Geburtstages anstimmte.

Feldern hatte nach Beendigung des Gesanges mit freundlichen Worten für die ihm bewiesene Liebe seinen Dank ausgesprochen, als Anna an der Seite des Bruders eintrat, um dem Manne ihres Herzens in einem Glückwunsche die Gefühle auszusprechen, von denen sie vor allen Anderen wohl am tiefsten bewegt war. Jetzt trat in gleicher Absicht auch der Inspector heran, der sich bisher in einiger Entfernung gehalten hatte. Anna entnahm seiner Hand ein großes Bild, welches sie Feldern mit den Worten überreichte: „Sieh' hier, mein theurer Carl! die Erfüllung des Dir gegebenen Versprechens! Ich gab Dir meine Hand darauf — Du solltest der Erste sein, über mein Werk ein Urtheil zu fällen; es ist meine erste Gabe, nimm sie nachsichtig auf; Deine Liebe übersieht gewiß, wo ich gefehlt habe.“

Das schöne Oelgemälde stellte in lebensvoller Wahrheit den Moment dar, wo der alte Ortsschulze mit erhobenem Glase bei der Mittagstafel am Tage von Winterfeld's Einführung dem Gutsherrn im Namen der Gemeinde Gesundheit und langes Leben gewünscht hatte. Alle Anwesenden, besonders Feldern und der Schulze, waren von sprechender Aehnlichkeit.

Mehr als die Worte, mit denen Feldern der Ge-

liebten seinen Dank aussprach für das Geschenk, in dem sie seiner mit so zartem Sinne gedacht hatte, sprach sein Blick, als dieser von Anna hinüberglitt zum Gesicht des Bruders, das Bewußtsein des in der Schwester errungenen Glücks aus.

Nach dem Festgottesdienste fand auf dem Schlosse ein Mittagsessen statt — Tafel en miniature, wie sie an den Höfen der Fürsten im Großen gegeben wird. Es waren die Beamten des Erb- und Gerichtsherrn, die höheren Bediensteten auf Feldern's umfangreichem Besitzthum dabei vertreten; sämmtlich Männer, deren treue Pflichterfüllung bekannt war. Da hatten nicht Neid und Haß hinter freundlich lächelnden Gesichtern die ersten Plätze genommen. Charakterstärke, Vertrauen und Liebe, Eigenschaften, wie sie vorzugsweise die Handlungen des Grundherrn bezeichneten, spiegelten sich leicht erkenntlich wie in den Gesichtszügen so auch in der Unterhaltung der Gäste wieder. Wäre an dem Tage der Geist des seligen Herrn hernieder gestiegen, hätte er den blühenden Zustand seiner Güter gesehen, die er, durch Standesvorurtheile irregeleitet, zusammt dem ganzen Dorfe fast an den Rand des Verderbens gebracht, wie sehnlichst würde er gewünscht haben, statt der Reaction der Partei des Fortschritts gefolgt zu sein, die sein Erbe zum eigenen und zum Wohle seiner Mitmenschen als maßgebend erkannt hatte!

Im Uebrigen können wir die Einzelheiten des

Festmahles unberührt lassen. Jedermann weiß, wie vornehme Herren speisen, wenn sie die Mittel dazu besitzen, oder wenn besondere Gelegenheit auch einmal ein Mehreres erheischt. Aber es bleibt uns an diesem doppelten Festtage die Aufgabe, dem Leser noch einmal den alten Schulzen vorzuführen, der, wie wir zu Anfange unserer Erzählung gesehen, unter dem Regimente des frühern Gebieters in apathische Trägheit versunken, die neuen Einrichtungen des thatkräftigen jungen Herrn nicht eben freundlicher betrachtet hatte als die übrigen Dorfbewohner.

Die Gäste waren versammelt. Schon hatte Jeder Feldern einen Glückwunsch zum Geburtstage dargebracht, als der Schulze an der Spitze der Ortsvorstände vor ihn hintrat. Er war ein ganz anderer als vor neun Jahren, gleich seinen nicht viel jüngeren Collegen, bot er in sauberer Kleidung, mit dem vollen weißen Haar, den dreieckigen Hut in der weiß behandschuhten Rechten, eine Achtung erregende Erscheinung. „Herr Baron!" nahm er das Wort — „Gott hat uns auch in diesem Jahre wieder reich gesegnet durch unsere Ernte. Wir haben ihm gedankt heute in der Kirche. Aber wir danken jetzt auch Ihnen dafür, daß Sie uns auf den rechten Weg geleitet, den uns früher kein Mensch gezeigt hat. Gott der Herr lasse Sie den heutigen Tag noch viele Jahre erleben, uns zum Segen und Ihnen zum Glück — das ist der herzliche Wunsch der ganzen Gemeinde!"

Feldern dankte dem alten Manne in seiner herzgewinnenden Weise, dann nahm er dessen Hand und führte ihn zu Anna's heutigem Geschenk, dem erwähnten Oelgemälde, welches nach seiner Anordnung den Platz über dem Marmorgesims des alterthümlichen Kamines im Speisesaale erhalten hatte.

„Herr Schulze!“ sprach Feldern, „betrachten Sie einmal das Bild da, sehen Sie genau hin, wen erkennen Sie da?“

Der alte Mann betrachtete abwechselnd bald das Bild, bald den lächelnd neben ihm stehenden Baron. Endlich machte er gegen diesen eine letzte Wendung mit dem Ausrufe: „Das sind ja der Herr Baron wie Sie leiben und leben!“

„Richtig, aber wen erkennen Sie weiter, lieber Schulze?“

„Nun,“ entgegnete der Gefragte nach einem neuen Blick auf das Bild, „unser guter Herr Pfarrer ist der Andere, wer von uns sollte denn auch nicht den lieben Herrn erkennen!“

„Jetzt betrachten Sie aber auch den dritten Mann, der da nicht weit vom Pfarrer hochaufgerichtet steht mit dem vollen Glase in der Hand!“

Feldern zeigte noch mit dem Finger, als de Greis ausrief: „Ich glaube am Ende gar“ — und zu einem der nähergetretenen Dorfältesten sich wendend — „Mathies! schau doch mal hin, das soll wohl gar ich selber sein!“

Als nun aber Mathies nickte, fuhr der Schulze mit der Hand über die Augen und wandte sich wieder zum Baron: „Aber sprechen Sie doch, gnädiger Herr! wer das Alles so gar schön gemacht hat? Ach! wenn das meine Alte erfährt — so viel Ehre — mein eigenes Abbild hier im herrschaftlichen Staatszimmer! ach, meine Anne Bärbe, sie wird mir hochfährig vor Stolz, wenn sie das gewahr wird. Aber, wer's gemacht, Herr Baron?"

„Da steht die Künstlerin lebendig vor Ihnen in blühender Gesundheit, sehen Sie die Künstlerin an, ob Sie sie kennen," und Feldern führte Anna dem alten Manne gegenüber.

„Das schöne Fräulchen da, lieber Gott! wer hätte daran gedacht, wenn es in der letzten Krankheit im Dorfe die Nothleidenden besuchte mit dem Speisekörbchen am Arme, und Hülfe brachte, wo es fehlte. Wer hätte da daran gedacht, daß der Schutzengel da noch soviel mehr ausrichten könnte!"

„Und wissen Sie denn, lieber Schulze, wer die schöne Dame eigentlich ist?"

„Nun, ich meine doch unseres lieben Herrn Pfarrers Schwester, Gott segne sie!"

„Ja, das ist sie auch, aber sie ist jetzt noch etwas anderes, können Sie rathen?"

Der Schulze aber drehte sich hin und her, und horchte hier und dorthin, ob nicht Jemand aus der Gesellschaft ihm etwas zuflüstern würde.

Da lösete ihm endlich Feldern das Räthsel, indem er lächelnd sagte: „Das schöne Fräulein Anna Winterfeld ist meine verlobte Braut.“

Sprachlos wie der Greis standen längere Zeit auch seine Amtsgenossen da, als ob ihnen Jemand eine Geschichte erzählt hätte von einer bezauberten Prinzessin. Als jedoch Feldern und Anna unter einem freundlichen Kopfnicken dem Greise die Hand reichten, da hielt er sie lange in der seinigen, bis sich seinen Lippen die Worte entrangen: „Gott sei gelobet und gedankt, daß unser aller Wunsch sich erfüllt hat. Seitdem das schöne Fräulein mit dem Herrn Bruder zu uns gekommen, haben wir immer gedacht und gesagt — das wäre die rechte Frau für unseren Herrn Baron!“

So war also die Verlobung öffentlich verkündigt, die bisher außer dem Inspector, Feldern's langjährigem gediegenen Freunde, den Uebrigen noch ein Geheimniß geblieben war.

Es verstand sich von selbst, daß die schöne Braut den Schulzen zur Tafel führte, daß sie auf dem Platze zwischen ihm und Feldern es sich mit diesem angelegen sein ließ, dem alten Manne das Tafeln so angenehm und bequem als möglich zu machen.

Es war um einen Monat später, als, wie das auf dem Lande Sitte ist, auch Feldern's Vermählung an einem Sonntage in der Dorfkirche stattfand. Ohne

Schaugepränge, ohne Staatskarosse und nachfolgende Equipagen, führte der Baron zu Fuß seine schöne Braut zur Kirche. Das im Innern ganz neu hergestellte Gotteshaus war der einzige Schmuck, den Anna zur Feier des Tages von Feldern erbeten hatte.

Dafür aber hatte die Natur das Hofmarschallamt zur glänzenden Feier des Hochzeitsfestes übernommen. Vom Herbst in sein goldumsäumtes Purpurgewand gekleidet, schimmerten im Parke die alten Bäume in strahlender Pracht, und über ihnen ragten die wunderbar gestalteten Felsengruppen empor, die Augustenau zum Ziele schon manches naturliebenden Wanderers gemacht, von der Sonne halb beschienen, wie eine Schaar erzgepanzerter Krieger. Die milde Luft, der reine Aether hatte selbst die Aeltesten im Dorfe mit frischem Leben erfüllt. Keiner wollte zurückbleiben, Alle wollten Zeuge der Handlung sein, wodurch das Glück der zwei Menschen begründet wurde, die von Allen so hoch verehrt und so herzlich geliebt wurden.

Es ereignet sich nicht gerade sehr häufig, daß der Bräutigam von einem Jugendfreunde, die Braut von einem lieben Bruder getraut wird. Auch gehört es zu den seltenen Fällen, daß ein reicher, junger deutscher Freiherr uralten Geschlechtes neben einer bürgerlich geborenen Jungfrau am Traualtare erscheint. So war denn an diesem Tage die Dorfkirche nicht allein von den Kirchspielsgenossen fast überfüllt; es

hatten sich auch, schon durch das prächtige Wetter veranlaßt, viele der Honoratioren aus dem nächsten Städtchen eingefunden, denen diese öffentlich abzuhaltende Vermählungsfeier durch den täglichen Verkehr mit den Landbewohnern kein Geheimniß geblieben war.

Winterfeld's Traurede machte einen tiefen Eindruck auf die zahlreiche Versammlung. Meinten doch selbst manche der Städter, von ihrem Superintendenten, der doch auch als ein guter Redner bekannt war, so ergreifende Worte noch nicht gehört zu haben. Die guten Leute vergaßen aber bei diesem ihrem Urtheile in Erwägung zu ziehen, daß für den ehrwürdigen Herrn in der Stadt zu einer Gelegenheitsrede für die seinen Haushalt leitende alternde Schwester die Zeit vorüber, die Aussicht aber, eine Traurede bei Verheirathung seiner beiden schönen Töchter von ihm zu hören, nur um deshalb sich verspäte, weil wegen der Anforderungen, welche die jungen Damen aus dem Pensionat in das heimathliche Städtchen zurückgebracht, die geeigneten Freier dort sich noch nicht gefunden.

Unter den älteren und jüngeren Herren aus der nahen Landstadt waren einzelne, die auch über das Weichbild von Frankenberg hinaus ein gutes Stück von der Welt, daher auch manche schöne Frau nah und fern, wohin der Beruf sie geführt, gesehen hatten. Aber alle schauten mit Bewunderung auf die Braut,

die im weißen Atlasgewand, bis auf den Schleier und den Myrthenkranz im dunkelen Haar, alles anderen Schmuckes entbehrend, eine vollendete Schönheit, aber so demüthig gleich einer der edelen frommen Gestalten dastand, wie Meister Rubens sie mitunter in seinen unvergleichlichen Schöpfungen den Frauen seines üppigen, glanzliebenden Zeitalters zur Nachahmung aufgestellt hat.

Schwer ist es zu sagen, was in dem Innern einiger bei der kirchlichen Feier anwesenden jungen Stadtdamen vorging, wenn sie von des Barons hoher stattlicher Gestalt, von seinem ausdrucksvollen Auge zu dem Blick übergingen, den er gleich der Braut fest auf den schönen würdevollen Pfarrherrn gerichtet hielt. Ob sie etwa daran dachten, wie die Romanschreiber bei dem besten Willen vergebens sich abmühen, den äußeren Gestalten ihrer schaffenden Phantasie den Ausdruck des inneren Lebens zu verleihen, wie er sich hier, um nie von ihnen vergessen zu werden, in der Haltung und in den Zügen des schönen Brautpaares widerspiegelte — ist nicht unwahrscheinlich, aber verbürgen können wir es nicht.

Als endlich die Neuvermählten, und mit ihnen die ganze Versammlung unter einer vom talentvollen Cantor vorgetragenen Symphonie das Gotteshaus verließen, bildeten Stadt- und Landleute im bunten Gemisch eine Hecke, um unter achtungsvollem Verneigen das schöne Paar und den Pfarrherrn passiren zu lassen.

„Machten es nur erst Mehre so, wie hier der Baron von Feldern seit vielen Jahren gewaltet — glauben Sie mir, Herr Gevatter, so hörte man von Demokraten und Aristokraten bald kein böses Wort mehr in der Welt!“ So sprechend, nahm der Bürgermeister aus Frankenberg den Stadtkämmerer am Arm, und langsam schritten die beiden Herren dem Gasthofe zum weißen Rosse zu, wo außer den von ihnen mitgebrachten Flaschenkellern das bestellte Mittagsessen ihrer harrte. —

Vor der Thür des ganz respectabel aussehenden Gasthauses hielt ein Reisewagen. Nicht weit davon schritt ein schon ältlicher Herr auf und ab, dessen beschnurrbartetem, etwas stark geröthetem Gesicht man es ansah, daß er sich nicht in bester Laune befand. Daß er von Adel, sahen die beiden Stadtherren am offen behelmten Wappen am Kutschenschlage. Einige militärische Orden auf der Brust, wie sie einst im Freiheitskampfe dem Verdienste verliehen wurden, belehrte sie, daß er längere Zeit im Heere gedient hatte.

Grüßend wollten die beiden Freunde vorübergehen, aber der streng blickende alte Herr stellte sich ihnen in den Weg, mit den Worten: „Wohl auch in der Kirche gewesen? nicht wahr, das geht hier im Dorfe recht freiheit- und gleichheitlich zu? Der Baron hat sich schon einen weitverbreiteten Namen erworben; wenn Herr v. Feldstein“ — „Baron v. Feldern“, verbesserte der Bürgermeister, „ist der Name des hie-

sigen Grundherrn, der weit und breit einen guten Klang hat." „So! ja, ich entsinne mich; — der selige Herr Vater hielt's eben nicht mit seinen Bauern; ich wollte sagen, wenn der Erb- und Gerichtsherr v. Feldern es mit der Gleichstellung seiner Hörigen so forttreibt, kann man wunderliche Dinge erleben. Schlechte Aussicht für uns Gutsherren drüben, die noch auf streng Regiment halten. Und der Prediger, man sieht's an Allem, der hilft dem Baron bei der Ausführung seiner großartigen Ideen."

„Er thut redlich was seines Amtes ist, das heißt, er theilt, soweit er es vermag, mit dem Herrn Baron die Sorge um das wahre Wohl seiner Landleute" — unterbrach der Bürgermeister ruhig die eifernde Rede des Fremden, und schloß mit den Worten: „Wo aber die Geistlichkeit im redlichen Wollen mit dem Adel und der Obrigkeit Hand in Hand geht, da kann es am Wohlergehen nicht fehlen. Es ist der rechte Weg zu besseren Zuständen, wie sie in Deutschland groß Noth thun."

„Johann! anspannen!" herrschte der alte Herr in ärgerlichem Tone einem in einiger Entfernung stehenden Diener zu.

„Zu Befehl, gnädiger Herr!" entgegnete Johann in strammer Haltung und eilte nach dem Stalle, um dem Kutscher die erhaltene Ordre zu überbringen.

„Ein wahres Glück, daß man solche Meinungen meist nur bei Euch Herren in den kleinen Ländchen

hört" — wandte sich der Fremde noch einmal zu den beiden Freunden, die sich der Hausthür schon bis auf einige Schritte genähert hatten. „Bei uns drüben im Königreiche geht es bislang doch noch etwas besser zu. Wo sie anfangen zu widerstreben, heißt es Ordre parirt! Wer zu hoch hinaus will mit den sogenannten Reformen, wird gemaßregelt. Staatsdiener und Geistlichkeit aber sind zuverlässig, weil sie vom Volke nichts verlangen als Gehorsam, wie es in der Bibel steht."

„Bei uns ist es wieder anders, verehrter Herr; hier zu Lande geben die hohen Behörden sehr viel auf solche Beamte und Prediger, welche durch zeitgemäße Förderung der Bildung die Landeswohlfahrt fördern helfen. Prüfet Alles, und wählet das Beste! so lautet nach göttlichem Gebot bei uns der Wahlspruch in Schule und Kirche!"

„Ja, ja, man sieht's hier im Orte schon deutlich genug, daß jedem Einzelnen zu prüfen überlassen ist, was ihm das Beste erscheint. Gehorsamer Diener, das führt geraden Weges zur Republik. Und dann, wenn's bei Ihnen anfängt zu stürmen, nun was dann? — ich will's Ihnen sagen, dann suchen die kleinen Staaten bei uns im mächtigen Königreiche den schützenden Nothanker. Doch ich weiß nicht, mit wem ich die Ehre habe —"

„Bürgermeister E. und Kämmerer N. aus der Stadt Frankenberg, wo man an der uns Segen brin-

genden Verfassung so fest hält wie unser gnädigster Landesherr selbst."

„So, allen Respect. Ich bin der Oberst Freiherr v. Trobisch aus Wustrow, wenn Ihnen an meinem Namen gelegen sein sollte." Bei diesen Worten zuckte es wie leichter Spott um den Mund des Freiherrn. Das unerquickliche Gespräch hatte jedoch ein Ende. Der Wagen war angespannt. Johann half dem grollenden Gnädigen hinein, reichte ihm die dampfende Meerschaumpfeife, und fort rollte die aristokratische Equipage der Gegend zu, wo das gepriesene Königreich nach einem halben Dutzend Meilen seinen Anfang nahm.

„Daß uns auch solch ein Kauz noch in den Weg kommen mußte" — sagte der Kämmerer zum Bürgermeister, der kopfschüttelnd dem Wagen nachschaute — „hat mir fast den Appetit zum Mittagsessen verdorben, auf das ich mich heute besonders gefreut hatte."

„Ja, das war ein Aristokrat vom reinsten Wasser," entgegnete der Bürgermeister, „dem man das Vaterland an dem spitzen Lächeln ansehen konnte, mit dem er meine letzten Worte aufnahm, die er in seinen Kreisen wohl nicht oft hören mag. Aber lassen wir den Mann und alle Seinesgleichen, sie trüben uns hier kein Wasser mehr, wo es schon so viele von Feldern's Gesinnung giebt und unser Fürst der Mann ist, der den Wölfen die Schafskleider auszieht. Der Wein wird Ihren Appetit schon wieder

schärfen, Herr Gevatter, und an Gesundheiten auf die Rechten und auf die Echten soll's auch nicht fehlen!"

An der wohlbesetzten Wirthstafel hatten schon viele der städtischen Kirchenbesucher ihren Platz genommen. Damen und Herren ohne Ausnahme ergossen sich im Lobe des schönen Brautpaares, und der erste Toast galt den Neuvermählten. Als der Bürgermeister beiläufig der Begegnung mit dem Freiherrn v. T. erwähnte, sagte einer der Anwesenden lachend: „Ach! der edele Herr hat an Ihnen das Blut verkühlen wollen, was ihm hier im Zimmer in sichtbare Wallung gerieth, als man mit großer Anerkennung der Reformen gedachte, die Herr v. Feldern mit so großem Erfolg im Dorfe und dessen Umgebungen vorgenommen hat. Nach der Aussage des Dieners ist er kürzlich zum Landrath ernannt und jetzt auf der Rundreise in seinem Kreise begriffen."

„O weh!" riefen hier der Bürgermeister und der Kämmerer zugleich. Es war die erste und letzte Aeußerung über den zürnenden Aristokraten. Mit Liebe aber wurde noch zum öftern der Name v. Feldern's genannt. —

Als endlich die Stunde zur Heimfahrt gekommen, dankte die fröhliche Gesellschaft einstimmig dem jungen Referendar, welcher die Fahrt entreprenirt hatte. Es war der Secretär des Gerichtsamtmanns von Augustenau. Das Bild des schönen Ehepaares aber und Winterfeld's Traurede blieben Allen, die da-

mals in der Kirche anwesend waren, noch lange vor Augen und im Herzen. — — —

Es war im zweiten Jahre nach Feldern's Vermählung, als der alte Fürst das Zeitliche segnete. Seine Regierung gehörte noch jener Periode an, wo ohne Erlaß neuer die alten Gesetze zu bestimmten Zeiten, wie die Kriegsartikel in den Kasernen, von den Kanzeln verlesen, hin und wieder auch am schwarzen Bret vor den Gerichtslocalen angeheftet wurden. So glaubte man genug für das langsame Fortgehen der Staatsuhr gethan zu haben. Sie schlug auch fort, aber niemals die richtige Zeit. Erst der Generation der Freiheitskriege war es vorbehalten, die geistigen Kräfte aus den Banden zu befreien, die der den Völkern gebührenden Wohlfahrt so lange hinderlich gewesen.

Wenn auch nicht gleich Alles, so änderte sich doch Vieles mit dem Regierungsantritt des Erbprinzen, auf den Alle, die früher in nähere Berührung mit ihm gekommen, zu denen auch Feldern gehörte, Hoffnungen begründeten, deren Erfüllung vom hochseligen Herrn nicht mehr zu erwarten standen. Der neue Regent hatte als Erbprinz weder durch leere Phrasen, noch durch unzeitige Herablassung um die Gunst des Volkes geworben, um es später, wenn Scepter und Schwert in seiner Hand, nach dem Beispiele anderer Gottbegnadeten, die Abhängigkeit von seiner Willkür desto schwerer fühlen zu lassen. Der

Fürst war ein schöner kräftiger Mann, auf dessen hoher, faltenloser Stirn eine edele, von Gott begnadete Seele sich widerspiegelte. Auf längeren wissenschaftlichen Reisen hatte seine Vertrauen erweckende, liebenswürdige Persönlichkeit ihm viele Freunde auch in solchen Ständen erworben, die leider zu wenig im fürstlichen Leben beachtet werden. Mit Nutzen hatte der Prinz mehrere Jahre die Hochschulen in Göttingen und Heidelberg besucht. Am letzteren Orte hatte Feldern das Glück gehabt, seinen künftigen Landesherrn kennen zu lernen. Während eines längeren Aufenthaltes in England hatte er neben dem Induftriewesen den britischen Staatseinrichtungen seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Freiheit der Völker ist das Glück der Staaten! mit diesem Hauptergebniß seiner auf dem englischen Boden gemachten Studien kehrte er zurück, und es blieb der Wahlspruch, mit dem er nach dem Ableben des Vaters die Regierung übernahm. — — —

Feldern glaubte es sich selbst und seiner Gemahlin schuldig zu sein, sie in die Residenz und deren höhere Kreise einzuführen, um der vornehmen Welt, der er in früherer Zeit durch seine Lebensansichten so vielen Anstoß gegeben, die Erfolge vor Augen zu stellen, zu denen sie geführt. Die bevorstehende Huldigung des Landesherrn, die seine persönliche Anwesenheit in der Hauptstadt verlangte, schien ihm zu Anna's Vorstellung bei Hofe die geeignete Zeit.

Trotz der Vorbereitungen zu den Festlichkeiten, welche besonders die höhere Welt in athemloser Thätigkeit erhielt, ohnerachtet der zuströmenden vornehmen Fremden, deren Namen die von den Tagesblättern gebrachten Listen füllten, hatte die vom „Hotel du Nord" gemeldete Ankunft des „Freiherrn v. Feldern nebst Gemahlin und Dienerschaft" die Aufregung der Haute Volée der Residenz in ein neues Stadium versetzt. Die am Morgen in den Kaffeehäusern von jungen und alten Herren besprochne Neuigkeit bildete in den Abendzirkeln den Hauptgegenstand der Unterhaltung, und mit wenig Unterschied lautete der Refrain in der einen Soirée wie in der andern: „Man wird also baldigst Gelegenheit haben den Sonderling Feldern und den Gegenstand seiner romantischen Liebe in aller Form zu begrüßen."

Allgemeine Bewunderung erregte am folgenden Morgen Feldern's geschmackvolle Equipage, als er bei dem Hofmarschall vorfuhr, um sich mit ihm über den ceremoniellen Theil der Feier zu besprechen. Zwei vorübergehende ältere Officiere, die Feldern erkannte und flüchtig aus dem Wagen begrüßte, blieben stehen. „Die nobele Passion hat er denn doch noch nicht aufgegeben," sagte der eine, „kostbare Pferde! und wie elegant und geschmackvoll das Ganze, Wagen und Schirrung! So ganz verkommen scheint der Feldern auf dem Lande doch nicht zu sein, wie man bei der von ihm geschlossenen Mesalliance hätte glauben sollen!"

„Pah! Mesalliance!" entgegnete der Angeredete, ein Graf Meyenberg, Rittmeister bei den Dragonern, der in der Casse stets Ebbe, aber bei einer Fülle guten Humors an Feldern stets einen warmen aushelfenden Freund gehabt hatte — „Ein Mann wie Feldern, der über Hunderttausende gebietet und Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hat, konnte nach meinen Begriffen nie eine Mißheirath eingehen!"

„Wir werden es ja sehen" — erwiderte der Andere lachend, und plaudernd setzten sie dem Weg nach dem Paradeplatze fort.

Aber man gedachte nicht mehr der schönen Vollblutpferde, die bei Feldern's erster Ausfahrt allgemeine Bewunderung erregten, nachdem man die schöne, königlich aussehende junge Frau im offenen Wagen an Feldern's Seite erblickt, an dem Tage, den er zur Besichtigung der vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten der Residenzstadt bestimmt hatte. Die vielgepriesene Schönheit der Baronesse Feldern bildete jetzt in der Männerwelt fast den einzigen Gegenstand der Unterhaltung.

Vor dem Beginn derjenigen Festlichkeiten, welche zum Beschluß der Huldigungsfeier angesagt waren, blieb Feldern noch die besondere Pflicht zu erfüllen, Anna einer alten Großtante vorzustellen, der er während seines Aufenthaltes in der Residenz stets die größte Verehrung bezeigt hatte. Sie bekleidete die Stelle einer Oberhofmeisterin, die seit fast zwei Ge-



nerationen in ihrer alten Familie forterbend gewesen. Obgleich stets gemessen und berechnend in jedem Worte, fast mehr als die Fürstin Mutter selbst, war sie Feldern mit einer an mütterliche Liebe grenzenden Zärtlichkeit zugethan gewesen. Erst als er seine Hofstelle aufgab, die der alten Dame nach eingewurzeltem Begriffe als das höchste Glück eines jungen Cavaliers erschien, hatte sie einen heimlichen Groll auf ihn geworfen, zu dessen Beseitigung die Nachricht seiner Vermählung am wenigsten Veranlassung geben konnte.

Der Großtante aber erging es, wie es Andern ergangen war an dem Tage von Feldern's Besuche. Sie konnte sich bei Anna's Verneigen, im Anblick ihrer Achtung erheischenden Haltung ganz versunken, von ihrer Ueberraschung lange nicht erholen. Es vergingen einige Minuten, ehe sie der vorgestellten Nichte einen Platz neben sich auf dem Divan anwies. Doch erst als sie noch einmal die neue Verwandte durch die goldene Brille forschend beobachtet hatte, kehrte ihr etwas von dem mütterlichen Gefühl wieder, welches sie Feldern so lange entzogen, und als wollte sie auch einen Theil davon auf die junge schöne Frau übertragen, ergoß sie sich in zärtlichen Vorwürfen gegen den Neffen, daß er so lange mit der Vorstellung seiner Gemahlin gezögert habe.

Anna küßte der Hofdame bei dieser Bemerkung die Hand, was zwar als ein Tribut schuldiger Ehr-

erbietung, aber auch mit einem Blicke des für die Nichte sich steigernden Wohlwollens aufgenommen wurde. Die Herablassung der Gräfin Lichtenberg ging so weit, daß sie gegen Ende der sie anscheinend sehr befriedigenden Unterhaltung für einen der nächsten Sommermonate ihren Besuch auf Augustenau ankündigte, um die liebenswürdige Nichte auch in ihrer Häuslichkeit kennen zu lernen. Mit einem bezeichnenden Lächeln fügte sie hinzu: „Wir kommen ohne Prätensionen, ohne Anforderungen, meine Liebe, an solche Dinge, die nur die Hauptstadt gewährt, die man von einer ländlichen Einrichtung nicht jederzeit erwarten kann." Schließlich unterließ die Tante nicht den Besuch bei ihren Excellenzen dem Hofmarschall und den übrigen betreffenden Großwürdenträgern zu empfehlen, „da man doch bei Hofe vorgestellt sein will, theurer Neffe!" wobei sie den fragenden Blick Feldern zuwandte.

„Nichts versäumt, gnädige Tante!"

„Nun, es stand zu erwarten, daß ein Freiherr v. Feldern unter allen Lebensverhältnissen nie ganz vergißt, welche Rücksichten er den Standesverhältnissen schuldet!" — Mit einem mehr wohlwollenden Abschiedsgruß, als Feldern es erwartet, wurde Anna entlassen, obgleich ihr Benehmen gegen die alte Hofdame, einige Förmlichkeiten abgerechnet, kein anderes war, als das, wozu Herz und Geist ihr im täglichen Umgange mit Feldern stets neue Nahrung gewährten.

Eine der Tante ganz entgegengesetzte Natur war der General Graf v. Felseck, wo Feldern noch am selben Morgen seine Gemahlin einführte. Der General gehörte zu den leider immer seltener werdenden Kriegergestalten, die mehr durch die Worte des Herzens, als durch den Ausdruck des kalt überlegenden Verstandes einen günstigen Eindruck machen. Feldern hatte früher seine Zuneigung gewonnen, weil er zu den wenigen jüngern Officieren gehörte, die während der Manöverzeit weder die Bequemlichkeit der eigenen Wohnung noch das vergnügliche Residenzleben vermißten, die im Regen und im Sturmwind stets froher Laune waren. Ueberdies hatte Feldern's solide Lebensweise seine Achtung in einem um so höheren Grade erworben, als die bekannten Vermögensverhältnisse des schönen Reiterofficiers ihm Ausgaben gestatteten, in denen er von vielen seiner weniger bemittelten Cameraden übertroffen wurde. Feldern gehörte zu den Officieren, wie sie schon des Generals Lieblinge in den Freiheitskriegen gewesen, treu und kriegsmuthig ohne die Blasirtheit, der die nachgekommenen Jahre wieder zur Geltung verhalfen.

Der Graf sprach es offen aus, wie Feldern's Besuch ihm eine so große Freude machte, weil er ihm Gelegenheit gäbe die schöne Frau kennen zu lernen, von der alle Welt schon vor ihrer Erscheinung in der Residenz voll gewesen. „Und wahr ist es, schönes Frauchen! erlauben Sie dem alten Kriegsknecht den

Ausdruck — Feldern hat die Augen offen gehabt, als er Sie zur Gattin erwählte.“ — Und so ging es eine geraume Zeit fort. Feldern und Anna würden verlegen geworden sein über das viele Schöne, was er ihnen sagte, wenn sie beide nicht die Ueberzeugung gehabt, daß seine Worte einem redlichen Herzen entsprangen.

Schon seit Jahren hatte der General seine Gattin verloren. Bertha, ein liebliches, lebensfrohes Mädchen, sein einziges Kind von etwa achtzehn Jahren, erheiterte den nahenden Herbst seines Lebens, bald durch Spiel und Gesang, bald durch einen Humor, der oft wie Wetterleuchten von ihren Lippen blitzte, während Sehnsuchts-Gefühle ihr Inneres bewegten, über die sie keine Rechenschaft sich zu geben vermochte. Eine schon alternde Verwandte der Familie hatte nach dem Tode der Gräfin Felseck die Lenkung des Haushaltes und Bertha's fernere Erziehung übernommen. Aus der Pünktlichkeit, mit der Fräulein v. Wolfram jede dieser Pflichten ausübte, sahen Viele wohl ein, wie sehr ihr die Wohlfahrt des Hauses am Herzen lag. Nur die Beiden, für deren Wohl sie die behagliche Ruhe des früheren Stilllebens geopfert, der General und Bertha, sein fröhlicher Liebling, klagten der Eine über ihr hartnäckiges Sparsamkeitsprincip, und die Andere über die Pedanterie, ihren Kopf mit französischen Phrasen zu füllen, während sie selbst für die Natur und für die Bücher

der Weltgeschichte schwärmte, die ihr im Lesezimmer des Vaters zu Gebot standen. Fräulein v. Wolfram und Bertha paßten nicht für einander, aber wegen ihrer mancherlei guten Eigenschaften wurde sie auch wieder von Letzterer geehrt und geachtet, und „mein gutes Tantchen, nicht böse!" glättete augenblicklich die finstere Miene des Fräuleins. — — — —

Kaum hatten Felderns das Zimmer verlassen, als Bertha dem General an den Hals flog. „Väterchen! solch ein liebliches Wesen wie Anna v. Feldern ist es, das mir fehlt. Sie würde mir Mutter und Schwester ersetzen. Jeder Zug im Gesicht der schönen Frau spricht Herzensgüte und Verstand aus. Im Umgange mit ihr könnte Deine Bertha wohl noch recht Vieles lernen."

„Ja, eine herrliche Frau!" entgegnete freundlich der General. „Feldern hat eine gute Partie gemacht. Ich gönne sie ihm vom Herzen, denn er ist ein braver Mann." Bei diesen Worten hatte er sich in die Fensternische gesetzt, wo Bertha sich mit ihren Vögeln in den blanken Käfigen zu thun machte, und einen in voller Pracht blühenden Rosenstock betrachtete.

„Sieh! schon wieder eine Knospe verwelkt, ehe sie aufkam. Armes Ding! an meiner Pflege lag es nicht, die trägt gewiß den Wurm im Herzen." Sie brach die Knospe, öffnete sie, und es war, wie sie gesagt hatte: ein häßlich Insect verzehrte das Lebensmark der Hoffnung verheißenden jungen Rose. „Fort

mit Dir, heimlicher Mörder!“ bei diesen Worten öffnete sie das Fenster und warf die kleine Raupe zusammt ihrem hinwelkenden Opfer hinaus. „Väterchen! am Herzen Deiner Bertha nagt kein Wurm, drum blüht sie auch fort, nicht wie hier die prunkende Remontante, sondern wie das kleine Mairöschen im weißen Topfe.“ Damit sprang sie fort, trat vor den großen Trümeau und zu beiden Seiten ihr seidenes Gewand erfassend, machte sie ihrer eigenen sich widerspiegelnden Figur eine graziöse Verneigung. „Adieu, Mairöschen! auf Wiedersehen, mein allerbestes Väterchen!“ und leichtfüßig, kaum hörbar, wie eine Gazelle, entschwand sie aus dem Zimmer.

„Sie bleibt wie sie ist. Immer der Wildfang, aber doch ein gutes herziges Kind!“ sprach der General vor sich hin, noch lange den Blick auf die Thür geheftet, die sich hinter der zarten Gestalt soeben geschlossen hatte. — — — —

Acht Tage hatten die schöne Welt der Residenz in Auswahl der Toiletten in großer Aufregung erhalten. Endlich kam der laut Programm zum Hofball bestimmte Abend heran, an dem so manche Erwartungen sich kreuzen, von den vielen darauf begründeten Hoffnungen nur der kleinste Theil sich erfüllen sollte. — Ueber die ornamentale Pracht der neu hergestellten Prunkgemächer ergoß sich ein so strahlendes Lichtmeer, daß, wie die schönen Gesichtszüge der von den bevorstehenden Freuden belebten anmuthigen

weiblichen Gestalten in ihren Einzelnheiten, auch alle Orden, mit denen die glänzenden Hof- und Militäruniformen geschmückt waren, deutlich erkannt wurden. Die Reihen waren durch den Hofmarschall geordnet; Aller Augen hafteten gespannt auf den hohen Flügelthüren am äußersten Ende des Empfangssaales, als diese nach kurzem Harren geöffnet wurden und das fürstliche Paar mit nur kleinem Gefolge in den ersten Empfangsaal trat.

Unter den Völkern Europas ist das deutsche mit am längsten gewöhnt, sich seine Fürsten von einem Nimbus umgeben zu denken, der allen andern Menschen abgeht. Ob jung oder alt, ob kräftig oder schwächlich — etwas will man gewöhnlich entdecken, was eine fürstliche Persönlichkeit durch einen besondern Ausdruck hoch über alle Andere stellt. Die Erscheinung des Herzogs im schwarzen Frack, ohne andere Auszeichnung als die des kleinen Sternes seines Hausordens, die hohe Stirn, auf der edeles Wollen und die Entschlossenheit des Vollbringens sich ausprägte, während der offene Blick seines freundlichen Auges von den Gefühlen sprach, welche für Menschenwohl sein Inneres belebten, zeigten, wie die Erscheinung der holden Frau an seinem Arme, daß der Nimbus, welcher das edele deutsche Fürstenpaar umgab, nicht in der Zufälligkeit der Geburt, sondern in hoher geistiger Begabtheit den gottbegnadeten Urquell gefunden. Die Blicke der zahlreichen

Anwesenden folgten in ehrerbietiger Aufmerksamkeit dem Fürstenpaare, als die Vorstellungen begannen. Die Baronesse v. Feldern befand sich als Fremde unter den Ersten, welchen diese Ehre zu Theil wurde. Die Gräfin v. Lichtenstein, welcher als Oberhofmeisterin die Vorstellung oblag, feierte einen nicht geringen Triumph, als sie die Freundlichkeit bemerkte, mit der die Herzogin der Nichte entgegentrat und sich längere Zeit mit ihr unterhielt. Dabei blieb von den Nächststehenden die zwar höchst bescheidene, aber entschiedene Weise nicht unbemerkt, in welcher die Fragen der Fürstin von der Baronesse beantwortet wurden, und die Worte „auf Wiedersehen, liebe Feldern!" mit denen die Herzogin sich vor der Baronesse verneigend weiter schritt, hatten bald ein fast allgemeines Echo durch den Saal erweckt. So unterhielt sich auch der Fürst längere Zeit mit Feldern, dessen segensreiches Wirken in der Provinz ihm schon längst kein Geheimniß war.

Nach vollendetem Rundgang wurde der Ball nach herkömmlicher Weise vom Herzoge eröffnet, dann nahm er auf einer nur wenig erhöhten Estrade einen Platz neben seiner Gemahlin, und bald flogen die eigentlichen Tänzer in leichten Schwingungen über die glänzenden Parkets des prächtigen, fast unabsehbaren Saales.

Indessen hatte die junge Gräfin Felseck nach längerem Suchen die Baronesse Feldern gefunden.

Sie setzte sich neben sie, und ohne Worte hatte ihr leuchtendes Auge längere Zeit auf Anna's ausdrucksvollen Zügen verweilt, als sie eine ihrer Hände fest in die ihrigen schloß und ihr dunkeles Lockenhaupt dicht zu ihr hinneigend flüsterte: „O, wie liebe ich Sie, schöne Frau!“ Tiefbewegt von diesem plötzlichen Ausdruck des reinsten, kindlichen Gefühles, würde Anna unter andern Verhältnissen das reizende Mädchen an ihr Herz genommen haben — so mußte sie sich auf die Versicherung beschränken, daß jede Gelegenheit diese Liebe zu erwiedern sie glücklich machen würde. Da wurde Bertha von einem Hofcavaliere zum Tanze aufgefordert; es fiel ihr sichtbar schwer sich von Anna zu trennen, aber ein bedeutsamer Blick der Baronesse reichte hin, daß sie sich im nächsten Augenblick erhob, um mit der gewohnten Fröhlichkeit am Arme ihres Tänzers den glänzenden Raum zu durchfliegen.

In einer Gruppe gegenüber, dem Platze des alten Generals v. Felseck so nahe, daß fast kein Wort ihm verloren ging, hatten sich einige ältere Damen zu sehr lebhaften Urtheilen über das Feldern'sche Ehepaar vereinigt. Darunter auch einige jüngere Stiftsdamen, die jedoch sichtlich gealtert waren, seitdem sie in ihrer Blüthezeit Feldern wegen seiner Liebhaberei für das Landleben oft bitter raillirt hatten. Die Aeltere von ihnen meinte, daß Feldern die Landluft doch herrlich bekommen, er sei fast hübscher

als sonst, trotz der zehn Jahre, die er älter geworden. Darauf erwiderte die lebensfrisch blühende Gattin eines Majors, indem sie die Vorrednerin mit einem zweifelhaften Lächeln anschaute: „Und bei Feldern's Frau ersetzen Schönheit, wie der Augenschein lehrt, und Geist, wie mir selbst die Oberhofmeisterin gestern versichert — was ihr an Ebenbürtigkeit abgeht. Das Urtheil, meine Liebe, von unserer ersten Hofdame ausgehend, ist gewiß ein sehr günstiges für die junge Baronesse v. Feldern!"

„Meine Gnädige! Sie haben mir aus der Seele gesprochen," fiel hier der General ein, der sich bei den letzten Worten erhoben. „Ich kenne vielleicht von Allen den Feldern am besten, und habe immer gedacht, daß er sich die rechte Frau in's Haus bringen würde. Frau v. Feldern ist ein seltener Schatz, und ich würde mich mit ihrer Bewilligung keinen Augenblick bedenken, meine Bertha ihr einige Zeit zu überlassen, um von ihr zu erlernen, was erforderlich ist einen Mann zu beglücken."

„Und wie ich Ihr munteres Töchterchen kenne, Excellenz! würde es sich ungemein glücklich fühlen in der freien Natur, für welche Comteß Bertha ja selbst im Winter nicht aufhört zu schwärmen," entgegnete die Majorin.

General v. Felseck strich einige Male den grauen Schnurrbart, nach seiner Gewohnheit, sobald er hörte, daß eine von ihm geäußerte Ansicht von Anderen ge-

theilt wurde, verneigte sich freundlich und näherte sich dem Platze, wo er Frau v. Feldern im lebhaften Gespräch mit Bertha erblickte. Bei dem offenen Charakter des Generals war es nicht auffallend, wenn er sich gegen die Baronesse sogleich über den Gedanken aussprach, von dem seine Seele unwillkürlich im Laufe der kurzen, eben mitgetheilten Unterhaltung erfüllt wurde.

Anna fühlte sich geehrt über den Beweis von Vertrauen, der ihr von einem Manne gegeben wurde, der ihre Achtung schon nach Feldern's Schilderungen gewonnen hatte. Sie war erfreut während des Sommers in Bertha eine fröhliche Gesellschafterin zu haben, von der sie im voraus überzeugt war, daß ihr Geist im täglichen Sein mit einer reich ausgestatteten Natur die ernst edele Richtung nehmen würde, wozu die vorhandenen inneren Anlagen nicht zu verkennen waren.

Bertha hatte bei der Lebendigkeit ihres Wesens in der Freude mit Frau v. Feldern zu reisen alles Andere in ihrer Nähe vergessen; vermöge ihrer reichen Phantasie waren Wälder und Berge von Augustenau nach Anna's Beschreibung vor ihre Seele getreten, so daß sie den Hofball vergessen haben würde, wenn nicht ein Herr sich vor ihr verbeugt und sie an den ihm zugesagten Tanz erinnert hätte. Auch Anna, deren graciöse Bewegungen schon in vorhergehenden Tänzen Aufsehen erregt hatten, trat vom Grafen

Meyenberg engagirt in die Colonne. Sie war schon zu ihrem Platze zurückgekehrt, als Bertha ganz erhitzt sich wieder zu ihr gesellte. „Ich mag nicht mehr tanzen!“ sagte sie, im Zurückkehren Anna's Hand ergreifend.

„Sie tanzen wohl viel in der Residenz, liebe Bertha?“

„Im Winter immer; und mit den Bällen wechseln Concerte und Oper. In Tanz und Musik besteht hier das Leben. Zuviel, um mit der ganzen Seele dabei zu sein. Ich liebe ja auch Musik, spiele selbst und singe auch ein wenig; aber es ergeht mir sonderbar bei dem, was ich Künstelei in der Musik nenne, sie bringt bei mir den entgegengesetzten Eindruck hervor als bei den meisten Andern; vielleicht, weil ich dummes Mädchen es nicht besser verstehe. Wenn ich einmal für mich allein am Instrumente sitze und ein Lied mit meinem Gefühl in Einklang zu bringen versuche, dann fallen mir am Schluß oft die gefalteten Hände in den Schooß, ich fühle daß Musik eine Gottesgabe ist für das Menschenherz. Höre ich aber in der Oper unter dem höchsten Aufgebot der Kunst den bald die heftigste Leidenschaft, bald tiefes Gefühl athmenden Gesang unserer schönen Prima-Donna, dann — ja lächeln Sie nur, theuere Anna, denke ich nur daran, daß es das Gold ist, um welches sie das erheuchelt, was sie nach dem Urtheile derer, die sie näher kennen wollen, gar nicht besitzt, — das Gefühl.“

„Sollten Sie nicht zu hart sein, liebe Bertha, in Ihrem gewiß einem tieffühlenden Herzen entspringenden Urtheile? Gott, der Manchen Gaben verliehen, die Menschen damit zu erfreuen, wird gewiß nicht darüber zürnen, wenn sie diese auch zum eigenen Nutzen mit verwenden. Es ist ja, wie in aller Kunst, auch in der Musik das Schöne so ergreifend vertreten."

„Ja, es ist viel Schönes um die Kunst, und Manche, die sie üben, würden mit Recht lächeln, wenn sie mein vorlautes Urtheil vernähmen. So großen Zauber aber auch große Sänger und Sängerinnen auf die Menschen im Allgemeinen ausüben, — ich kann es einmal nicht lassen, an die Eitelkeit zu denken und an das Geld, welches so Vielen zum Hebel dient bei ihren künstlerischen Anstrengungen."

„Darüber sprechen wir noch weiter bei uns zu Hause, liebe Bertha. Obgleich es dort keine Oper giebt, hoffe ich Sie doch dahin zu bekehren, daß Sie später die Oper hier wieder ohne Nebengedanken besuchen."

Die Unterhaltung wurde jetzt durch Feldern unterbrochen, der mit dem Grafen Felseck zu den Damen trat.

„Ich wünsche Dir Glück, liebe Anna, zu der doppelten Eroberung, die Du in so kurzer Zeit gemacht" — sagte Feldern lächelnd, indem er die ihm von der anmuthigen Frau gereichte Hand leicht drückte.

„Du hast Sr. Excellenz ganzes Vertrauen und Gräfin Bertha's Liebe gewonnen. Die Einwilligung, daß das einzige Töchterchen uns schon jetzt in die Heimath begleitet, kann uns um so angenehmer sein, da ein Sommeraufenthalt in unserem lieben Augustenau es Gräfin Bertha nicht zu schwer machen wird, die Annehmlichkeiten des Residenzlebens für einige Zeit zu vergessen!"

„Annehmlichkeiten des Residenzlebens? — Sie verkennen mich, Herr v. Feldern," — entgegnete Bertha mit leichtem Achselzucken. „Die mir im Landleben bevorstehenden Freuden habe ich lange vergebens ersehnt, denn" — fügte sie mit komischem Ernste hinzu — „ich passe eigentlich gar nicht für unsere Hauptstadt; die Leute verstehen mich nicht, und mir ergeht es mit ihnen nicht besser."

„Da sehen Sie, wie sie ist, gnädige Frau!" unterbrach jetzt der General; „sie spricht wie sie denkt. Ich habe sie deshalb oft getadelt und nur den Wildfang genannt, hoffe aber das Beste von Ihrer Erziehung. Und an Ihnen, lieber Feldern, denke ich, wird es auch nicht fehlen, durch Fußtouren über Berg und Thal den Wildfang zu einem gefügsamen Lämmchen zu machen." —

Umhergereichte Erfrischungen unterbrachen eine Unterhaltung, die Anna Gelegenheit gegeben, in Bertha's nicht gewöhnliches inneres Leben einen tieferen Blick zu thun. —

Noch einige Stunden waren den Tänzern in erhöhter Freude vergangen, als der Hof sich zurückzog. Nachdem das reich besetzte Buffet und in den Nebensälen splendide Tafeln das Ihre gethan, begann der ursprüngliche Glanz des Festes allmählich zu erbleichen. Ueber Augen- und Ordenssterne, so strahlend sie anfangs geschimmert, senkte sich allmählich der leichte Nebel, welcher sich als der Mahner an die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit verkündigt. Nach einer letzten Ermunterung zum Tanz lichteten sich die geschlossenen Reihen in einzelne Gruppen; in den Prunkgemächern des Fürstenschlosses wurde es still und stiller, und bald hatte sich die zahlreiche glänzende Gesellschaft im Dunkel der nur noch matt erleuchteten Straßen nach allen Richtungen verloren. Das Rollen der letzten Karossen verkündete manchem Städter das Ende vom Feste einer Nacht, zu dessen Vorbereitungen viele Tage sein Nachdenken in Anspruch genommen. — — — —

An einem der Feldern's Abreise vorangehenden Tage wurde er vom Herzoge in einer besonderen Audienz empfangen. Am Schlusse der längeren Unterredung sagte der Fürst, sich erhebend, mit dem wohlwollenden Tone, der ihm das Vertrauen aller derer sicherte, zu denen er sprach: „Lieber Feldern, ich würde Ihnen meinen Hausorden verleihen, aber ich weiß von Ihnen selbst und vom General v. Felseck, wie Sie früher über dergleichen Auszeichnungen ge-

urtheilt haben. «Ein Orden muß verdient sein!» Sagten Sie nicht so?"

„Hoheit! ich leugne nicht meine Worte," erwiderte Feldern sich verbeugend, doch ohne ein Zeichen von Verlegenheit.

„Ich ehre Ihre Ansichten, Herr von Feldern, ernenne Sie dafür aber zum Landrathe in Ihrem Kreise. Er ist einer der größten im Lande. Ein schöner Wirkungskreis für einen thatkräftigen Mann in unserer Besserung aller Zustände erheischenden Zeit. Ich rechne darauf, daß Sie in kürzester Zeit als Zeichen des Verdienstes nicht ablehnen werden, was Sie als Gunstbezeigung abzuweisen jetzt vielleicht nicht Unrecht haben! — Reisen Sie glücklich. Ich höre von General v. Felseck, daß er seine liebenswürdige Tochter Ihrer Gemahlin übergeben. Er konnte keine bessere Wahl treffen, den kleinen Eigensinn, wie man die junge Gräfin hier nennt, der Welt fügsam zu machen. Die Herzogin liebt die junge Dame, weil sie nach ihrer Ansicht ganz anders ist als die gewöhnliche Noblesse. Aber sie sieht gleich mir mit andern Augen die Menschen an, und erkennt die Schablone nicht zu Recht bestehend an, wonach man Einen wie den Andern zum Paradestück machen will. Grüßen Sie Ihren Schwager Winterfeld. Ich denke seiner mit Liebe noch von Heidelberg. Er war ein schöner Mann, als er mit dem eisernen Kreuze geschmückt aus dem Feldzuge zurückkehrte.

Es waren das gute Zeiten, wo man den Guten gegenüber ohne Rückhalt beweisen konnte, daß der Fürst eben so fühlte wie sie selbst. Noch einmal, reisen Sie glücklich, lieber Feldern, meine besten Wünsche folgen Ihnen in Ihre schöne Heimath." Bewegt reichte der Herzog Feldern die Hand, als dieser sich zur Verabschiedung ehrerbietig verbeugte. — —

Gleich dem Zugvogel, der ohne Trauer die Heimath mit einer andern vertauscht, sobald ihm die Elemente zum Leben darin fehlen, hatte auch Bertha sich in Augustenau bald zurecht gefunden, ohne Sehnen nach der verlassenen Residenzstadt, die ihrem Herzen nicht gab, wonach es verlangte. Der kleine Familienkreis, in dem Winterfeld selbstverständlich wie früher so jetzt eine Hauptperson war, wurde ihre Welt; frei und ohne Anstoß sich darin bewegen zu können, war ihr Glück und ließ sie mit richtigem Gefühl auch bald die Wege erkennen, auch die zu beglücken, die ihr mit so warmer Liebe entgegen kamen.

Im Genuß der reinsten Freuden waren den Bewohnern von Augustenau die ersten Sommermonate des Jahres 1830 ohne Störung vorübergegangen, als auch dort wie im übrigen Deutschland der Horizont unter bedrohlichen Anzeichen sich zu trüben begann. Die im Juli in der französischen Hauptstadt hochauflodernde Revolutionsflamme sandte ihre sprühenden Funken weithin über den Rhein, und noch ehe der Herbst herankam, hatten sie bei dem vorhandenen

Brennstoff manches Landstädtchen, manche Stadt, ja selbst einige Residenzstädte in Deutschland zündend ergriffen. Revolution aber ist dem deutschen Volke ein Gräuel, es denkt ganz allerletzt daran in seinen größten Nöthen! Wohl rasselten hie und da, wie im Königreiche Hannover, die schweren Geschütze über die Heerstraßen. Reiterei- und Infanteriecolonnen nahmen eine drohende Stellung gegen die Universitätsstadt Göttingen, wo die Anführer der hannoverschen Bewegung, angefeuert durch die Vorgänge in der nahen hessischen Hauptstadt, sich verschanzt hatten. So gefährlich auch, aus der Ferne gesehen, an manchen Orten die Dinge zeitweilig erschienen, so war der Landfriede doch nach wenigen Monaten durch Concessionen von oben und durch Nachlassen in den von den Völkern allzuhoch gestellten Anforderungen fast ohne Blutvergießen wieder hergestellt. Das Jahr 1830 hatte jedoch auch in Deutschland die ernste Lehre gegeben, daß, auch ohne von äußeren Feinden bedroht zu sein, die Throne nicht feststehen, die nicht auf des Volkes Liebe begründet sind. In schimpflicher Flucht kehrte der entartete Nachkomme eines der ältesten und ruhmreichsten deutschen Herrschergeschlechter seiner Hauptstadt den Rücken, unter dem Aufflammen des alten Vaterhauses suchte er den Weg nach des Landes Grenze. Drei andere verließen die Throne, die ihrer bisherigen Machtvollkommenheit keine Sicherheit mehr gewährten. — So schnell indessen diesmal auch der

Sturm vorüberbrausete, hatte er doch lange genug gedauert, um bei Fürsten und Völkern den Eindruck zu hinterlassen — daß eine Wiederkehr nicht als etwas Unmögliches zu betrachten sei. —

Der Feldern als Landrath übertragene Kreis war eine Enclave. Die Verwaltung verlangte wegen der verschiedenen Grenzen mehr als gewöhnliche Umsicht. In seinem Eifer, für manche veraltete Einrichrichtungen neue zu treffen, die Quellen des Ackerbaues und der Industrie zu beleben, befand er sich oft wochenlang auf Reisen. Die Thätigkeit, mit welcher er in Folge landesherrlichen Erlasses die Ablösung drückender Servituten betrieb, und die genaue Sachkenntniß, welche er bei den Abschätzungen bewies, hatte ihm in kurzer Zeit das Vertrauen der Kreisbewohner und deren Nachbarn erworben.

Bei dem Herannahen des Herbstes nahmen aber auch die an den Grenzen auftauchenden Volksbewegungen erhöhte Umsicht in Anspruch. In seinem Kreise selbst zeigten sich von Unzufriedenheit nur geringe Spuren. Wohl aber drohete von den Gebirgsbewohnern der Nachbarstaaten einige Gefahr, indem sie bei den in Folge der unsicheren Zeiten herabgesetzten Fabriklöhnen sich hart gedrückt glaubten. Dort suchte, die Verhältnisse benutzend, ein fahrender Ritter aus dem Süden, Bender v. Binnenthal, als Agent des vertriebenen Herzogs Carl v. Braunschweig, das Volk zu dessen Gunsten zu insurgiren und Atten=

tate zu veranlassen, wie sie an die Zeiten des Bauernkrieges und seine Veranlassung erinnern. Die brodlosen Fabrikarbeiter, die Wald- und Hüttenleute hatten es jedoch zunächst auf die Vorräthe der reichen Gutsbesitzer abgesehen, und ohne Beobachtung der Grenzen hin und wieder arg gebrandschatzt. Der erste Adelige, dem sie auf jenseitigem Gebiet die Scheuern angezündet, war der Freiherr v. Trobisch, den wir dem Leser schon früher als angehenden Landrath im benachbarten Königreiche vorgeführt haben. Sprüchwörtlich geworden wegen der Hartnäckigkeit, mit welcher er auf seinen feudalen Rechten bestand, wegen der Härte, mit welcher er wie die königlichen auch die eigenen Gefälle einzog, entlud sich der Haß der sogenannten kleinen Leute über ihn besonders schwer. Die Flammen hatten bereits den größten Theil der Gebäude des Vorwerks ergriffen; die Aufständischen waren jubelnd beschäftigt die reichen Vorräthe an gedroschenem Korn auf seinen Böden zu sacken, als es einem Diener gelang den Obersten zur Rettung des bedrohten Lebens, wie er dringend vorgab, zur Flucht zu bewegen.

Es war eine dunkele stürmische Nacht, als der Leibjäger den grollenden Gebieter durch eine Hinterpforte des Schlosses in den Garten, von da in den nahen Wald und über das Gebirge nach dem ihm aus früherer Zeit wohlbekannten, nur wenige Stunden entfernten Schlosse Augustenau führte.

Der Morgen begann schon zu dämmern, als die Erschöpften das schutzverheißende Ziel erreichten. Kaum hatte Feldern von einem seiner Leute die überraschende Nachricht von der Ankunft des Freiherrn und deren Ursache vernommen, als er zu seinem Empfange herbeieilte. Persönlich war ihm der Oberst nicht bekannt. Doch wußte er, daß er wegen seines reformatorischen Vorgehens zu der Zahl seiner Gegner im benachbarten Königreiche gehörte. Feldern ließ sich jedoch dadurch nicht beirren, seinem Gaste in freundlichster Weise entgegen zu kommen und für die augenblicklich nöthige Pflege Sorge zu tragen. Des Freiherrn scharf geschnittene Gesichtszüge, die bald nach der durch die Anstrengung erzeugten fieberhaften Röthe eine wachsbleiche Farbe angenommen, traten jetzt noch schärfer hervor als gewöhnlich, sein sonst strengblickendes Auge aber hatte den Glanz verloren. Obgleich bis zum Aeußersten erschöpft, suchte er sich aufrecht zu erhalten, während Feldern in aufrichtiger Theilnahme Alles aufbot, um ihn zu beruhigen, und einige Stunden Schlaf dringend empfahl als das, was jetzt vor Anderem ihm noth that.

„Sehen Sie doch, wie ich aussehe: von oben bis unten beschmutzt, die Kleider von Dornen zerrissen! Ist's nicht eine Schmach, Herr v. Feldern, daß ich in solchem Aufzuge zum ersten Male als Gast Ihr Haus betreten muß?“

„Denken Sie jetzt nicht an Aeußerlichkeiten, Herr

v. Trobisch. Denken Sie an die Erhaltung Ihrer Gesundheit für kommende Zeiten. Später steht Ihnen eine Auswahl aus meiner Garderobe zu Dienst, falls Sie meinen Hausgenossen die Ehre Ihrer Gegenwart nicht vorzuenthalten beabsichtigen."

„O, quelle honte!" war die einzige Antwort des Freiherrn. Dann schritt er mit auf die Brust gesenktem Haupte einige Male auf und nieder, und Feldern folgte ihm mit Blicken, aus denen jener die Vertrauen erweckende Theilnahme des Schloßherrn erkannt haben würde, wenn er ihnen einige Beachtung geschenkt hätte.

Endlich blieb er vor Feldern stehen. „Hätte ich auch nur die leiseste Ahnung von der Möglichkeit eines solchen Unternehmens in unserem loyalen Lande gehabt — bei Zeiten hätte ich zum Schutze des Kreises eine Militärmacht beordert, aber —"

„Herr v. Trobisch! darin liegt eben der Grundfehler in einem großen Theile unseres lieben Deutschlands, — weil man sich dergleichen Dinge für unmöglich gedacht, hat man die Entfernung der Ursachen, welche sie jetzt herbeigeführt haben, nicht für eine Nothwendigkeit gehalten. Doch vor allen Dingen erst einige Stunden Ruhe, dann überlegen wir, was weiter für Sie zu thun ist. Im nächsten Augenblick schicke ich meine Boten, um den Stand der Dinge auf Ihren Gütern zu erforschen."

Der Freiherr, welcher ohne eine weitere Aeuße-

rung seine Zustimmung gab, ließ sich von Feldern zu einem Schlafgemach geleiten, das mit möglichster Bequemlichkeit für den alten Herrn eingerichtet war. Nachdem dieser noch eine Stärkung zu sich genommen, gab er dem mitgekommenen Jäger einige Anweisungen und begab sich, während der Tag schon völlig angebrochen war, in das Damenzimmer, wo sich auch Winterfeld in seiner Ueberraschung über das Ereigniß bereits eingefunden hatte.

Winterfeld, durch die während seiner militärischen Laufbahn erlangten Erfahrungen dazu am besten befähigt, hatte, ohne seinem jetzigen Stande entgegenstehende Aeußerlichkeiten, in Uebereinstimmung mit seinem Schwager und gemeinschaftlich mit dem Oberinspector, die Leitung der Augustenauer Schutzwacht übernommen. Während alle Männer des Dorfes sich um die Ehre beworben hatten, wurden zwanzig junge Bursche, mit den bei dem Scheibenschießen gebrauchten Büchsen bewaffnet, von Feldern für hinlänglich genügend zu einem nationalen Dienst gehalten, der nicht in Spielerei ausarten sollte.

Noch ehe Winterfeld in's Schloß kam, hatte er auf die Kunde von den an der Grenze stattfindenden Auftritten seine freiwilligen Schützen benachrichtigen lassen, sich für etwaige Vorkommnisse in den Wohnungen bereit zu halten.

Feldern's Schilderung von dem den Freiherrn v. Trobisch betroffenen Geschick hatte Anna's und

der Gräfin Felseck lebhaftes Bedauern erweckt. Ohne seiner Parteistellung zu gedenken, fühlte man tiefes Mitleid mit dem alten Manne, der in so entsetzlicher Weise aus seiner geträumten Sicherheit erweckt, noch gegen den Abend des Lebens die Unhaltbarkeit seiner Grundsätze erkennen lernen sollte.

Eben waren Feldern und Winterfeld über die Maßregeln zum Schutz der freiherrlichen Besitzungen zum Schlusse gekommen, als Herr v. Trobisch um die Erlaubniß nachsuchen ließ den Damen seine Aufwartung machen zu dürfen. Der Freiherr, von Feldern's Anerbieten Gebrauch machend, hatte aus dessen Garderobe einen einfachen Jagdrock gewählt, der ihm ohngeachtet seiner Kürze tief über die Kniee herabging, da Feldern ihn fast um einen Kopf überragte; die Aufschläge der Aermel reichten ihm bis zu den Fingerspitzen, und manche andere kleine Uebelstände zeigten, daß er in einem Kleide steckte, welches so wenig für ihn gemacht war, als die Gesinnung der Umgebung, in der er sich augenblicklich befand.

Dennoch machte die Erscheinung des alten Herrn den Eindruck des vollkommenen Cavaliers. Die kurze Ruhe hatte die Spuren der Erschöpfung verwischt, das Gesicht wieder die natürliche Farbe angenommen, und aus dem Auge sprach sich die Zuversicht aus, daß seinen Grundsätzen der Sieg dennoch nicht fehlen werde. Nach einer Verbeugung gegen die Damen küßte er der ihm vorgestellten Hausfrau die Hand,

und bat um Entschuldigung wegen der Unruhe, welche die Ankunft des nothgedrungenen Emigranten verursacht.

Die überzeugende Weise, wie Anna ihr Bedauern über die Ursache an den Tag legte, die kindliche Achtsamkeit, mit welcher Bertha dem Freiherrn entgegenkam, wie sie es bei dem Vater gewohnt war, ließen diesen im Verlaufe der Unterhaltung die Erlebnisse der vorigen Nacht fast vergessen. Es war besonders Winterfeld, der durch seine beruhigenden Worte einen günstigen Eindruck auf ihn übte, so daß er dem ehemaligen Officier aus den Freiheitskriegen manche Aeußerung in Bezug auf die Lage zu gut hielt, die er dem Pfarrherrn als ein schweres Vergehen gegen die bestehende Ordnung zur Last gelegt haben würde.

Auch am Frühstückstische bemerkte Feldern mit Genugthuung die günstige Veränderung, die wenige Stunden in dem Wesen seines Gastes hervorgebracht hatten; schon dachte er daran, der Unterhaltung eine Wendung zu geben, um in ihren entgegengesetzten Meinungen eine kleine Annäherung herbei zu führen, als aus weiter Entfernung wiederholte Flintenschüsse seinen Gedanken eine andere Richtung gaben. Das zu gleicher Zeit vom Dorfe her ertönende Horn, welches den ländlichen Schützen das Zeichen zum Ausrücken gab, unterbrach die Unterhaltung, Alle eilten zu den Fenstern, um die Ursache des Alarmzeichens zu erforschen.

Feldern blieb zurück, während Winterfeld sich vor das Schloßthor begab, um nähere Nachricht einzuziehen.

„Da haben wir's," sagte der Freiherr, und in seinen scharfen Zügen ward allmählich wieder, wie bei seiner Ankunft, die tiefe Zerknirschung sichtbar, die ihn fast bewältigte, über das Vorgehen der Rebellen — „die Canaillen haben noch nicht genug an der Zerstörung meines Eigenthums, sie werden jetzt auch hier einfallen, um an Ihnen Rache zu üben, daß Sie mir Schutz gewährt haben."

Feldern suchte ihn zu beruhigen, und auch Anna sprach mit einer solchen Ruhe die Zuversicht aus, daß so wenig in Augustenau als auf dem Gebiete ihres Fürsten ein Attentat von irgend einer Bedeutung verübt werden würde, daß Herr v. Trobisch mit Erstaunen bald die schöne Trostspenderin, bald Bertha anblickte, welche Anna umfaßt hielt und, um ein leichtes Lächeln zu verbergen, das blühende Gesicht auf ihre Schultern gelehnt hatte.

Indessen war es lebendig auf dem Schloßhofe geworden. Die zunehmende Bewegung veranlaßte den Freiherrn sich wieder an Feldern zu wenden: „Aber warum requirirten Sie auch nicht gleich Soldaten zu Ihrem Schutz, sobald Sie von den ersten Bewegungen unseres Gesindels in den Harzbergen die Kunde erhielten? Jeder Landrath hat das Anrecht an militärische Hülfe. Ich habe, wie ich schon früher er-

wähnte, in altgewohnter Sicherheit von der Möglichkeit solcher brutalen Volksexcesse keine Ahnung gehabt." —

Feldern führte jetzt den Freiherrn an das offene Fenster, von dem sie zurückgetreten waren: „Sehen Sie dort unten meine Soldaten, Herr College; es sind die Soldaten des Geistes, die mein Schwager als Pfarrer und echter Ritter des eisernen Kreuzes während seiner erst kurzen Amtsführung ausgebildet hat. Anderer Soldaten bedarf ich nicht, und auch diese wohl nur noch für kurze Zeit."

Unten im Schloßhofe stand die kleine Schaar, die Büchsen bei Fuß, und mit heiterem Gesicht die Mützen zum Gruße schwenkend, als sie die Herren oben am Fenster erblickte. Voran stand der Oberinspector und seine Verwalter. Winterfeld sprach eben einige freundliche Worte zu diesen freiwilligen Jägern, als ein Bote aus der nahen Stadt in den Hof sprengte. Er überbrachte ein vom dortigen Bürgermeister an den Landrath Baron v. Feldern gerichtetes Schreiben, dessen Inhalt auf den ersten Blick die vom Freiherrn geäußerte Befürchtung zu bestätigen schien. Es war die Absicht der Aufständischen, die Auslieferung des Freiherrn v. Trobisch, dessen Aufenthalt sie erfahren, nöthigenfalls mit Gewalt von Herrn v. Feldern zu erzwingen, falls der Erstere nicht unverweilt auf ihre Bedingungen eingehen sollte. Ein dem Hauptrupp voranziehender Haufen habe

sich auf dem Gebirgsrücken gelagert, welcher das diesseitige vom H—schen Landesgebiete als Grenzlinie scheide, dessen Vorhut aber schon das diesseitige Gebiet überschritten und dort Posto gefaßt. Am Schlusse meldete das städtische Oberhaupt, daß er mit dem Bürgerschützencorps schon im Anmarsche sei, um sich zum Schutze des verehrten Landrathes zu stellen und seiner fernern Befehle zur Abwehr der Aufständischen gewärtig zu sein.

„Daher also die Lärmschüsse, die wir vorhin vernahmen“ — sagte Feldern, ruhig dem Freiherrn das Schreiben überreichend. Kaum aber hatte dieser es hastig überflogen, als er ausrief: „Da säßen wir also fest wie der Fuchs in der Falle, und ich bin es der hier Schuld trägt, daß auch Sie und die Ihrigen in Gefahr gerathen!“

„Wir sind hier frei und sicher wie die Vögel in den Lüften, und Niemand wird es wagen, sich an unsern werthen Personen zu vergreifen! Mein Wort darauf, Herr v. Trobisch! die Sachen stehen nicht so schlimm, wie Sie glauben.“

„Aber wie können Sie noch scherzen bei so ernsten Dingen, während ich im Hintergrunde die schweren Folgen des verruchten Unternehmens erblicke?“ seufzte der Freiherr.

Eine im Schloßhofe entstandene Bewegung veranlaßte Feldern zurück an das offene Fenster zu treten. „Ach! da kommt schon der wackere Bürger-



meister mit seiner Avantgarde. Obgleich seine Loyalität wohl bekannt ist, hätte ich ihn so früh kaum mit erwartet. Ich gehe jetzt, um einen Kriegsrath zu halten. Liebe Anna!" wandte er sich zu seiner Gattin, die an einem andern Fenster neben Bertha dem Bruder freundlich zunickte, der eben den Bürgermeister begrüßt hatte — „unterhalte unterdessen mit unserer lieben Freundin unseren werthen Gast. Nur keine Besorgnisse, Herr v. Trobisch!" sagte er lächelnd im Abgehen zu diesem sich hinwendend — „trübt sich auch einmal der Himmel, trägt doch die Sonne immer wieder den Sieg davon."

Es dauerte nicht lange, bis Feldern von seiner Berathung zurückkehrte. Mit ihm traten auch Winterfeld und der Bürgermeister in das Zimmer. Obgleich dem Letzteren die Anwesenheit des Freiherrn nicht fremd war, so machte doch der Anblick des Mannes, dessen Bekanntschaft er vor fast zwei Jahren in so unerwarteter Weise gemacht, den er heute unter besonderen Umständen hier wiedersehen sollte, einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn. Nicht besser erging es Herrn v. Trobisch, als er in dem Vorgestellten jenen Fremden wieder erkannte, dem er nicht eben in sehr freundlicher Weise über die Neuerungen in Augustenau seine Meinung geäußert. Darum waren es nicht gewöhnliche Blicke, mit denen sich die beiden Herren ohne Worte gegen einander verbeugten. Aber selbst der bei der Unterredung vor dem Gasthause zu

Augustenau gegenwärtige Stadtkämmerer von Frankenberg, wäre er vom heutigen Zusammentreffen der politischen Gegner Zeuge gewesen, würde so wenig Schadenfreude in den Zügen des Bürgermeisters, als auf dem Gesichte des Freiherrn jene Verlegenheit entdeckt haben, mit welcher nicht selten der augenblicklich Besiegte dem Sieger gegenübersteht. Die Grundsätze beider Männer waren heute noch so ziemlich dieselben wie vor Jahren, aber es wohnte darum kein persönlicher Haß in ihren Herzen.

Während den Leuten im Hofe Erfrischungen gereicht wurden, ward der im Saale anwesenden Gesellschaft ein Frühstück servirt. Bald nachher entfernte sich Feldern mit dem Bürgermeister. Als er zurückkehrte, sagte er zu Winterfeld: „Alles in Ordnung, lieber Hermann! Wir sind fertig bis zum Aufsitzen; Dir übergebe ich mit dem Befehle über unsre Festung das Commando über die Haustruppen" — dabei deutete er lächelnd auf die Damen, welche noch mit Aufräumen des Frühstückstisches beschäftigt waren; „unser verehrter Gast wird seine vieljährigen Erfahrungen mit den Deinigen vereinigen. Ja, Herr v. Trobisch" — richtete er jetzt an diesen das Wort — „der Feldzugsplan ist gemacht. In zehn Minuten setzt sich das Corps in Bewegung. Ich selbst folge in kurzer Entfernung, um, wie es dem Commandirenden gebührt, von geeigneter Stelle die Bewegungen zu leiten. Die leichten Truppen an der Spitze su-

chen so nahe als möglich an den Feind zu kommen, ohne zu feuern. Sollte der Feind auf vorangehende Aufforderung vernünftigen Vorstellungen kein Gehör geben, erhält die Avantgarde den Befehl zu einem Sturmangriff. Das Hauptcorps wirft sich auf des Feindes Flanken. Aber ich weiß, es fällt kein Schuß," — setzte er mit einem überzeugenden Blick auf die Damen hinzu — „ich kenne zu genau das Terrain, auf dem ich operire. Der Feind ist unser, ehe er dessen sich versieht, Herr v. Trobisch, sobald ich mich zuletzt Ihrer entscheidenden Mitwirkung versichert halten kann."

„Und worin würde diese bestehen?" erwiderte der Freiherr, der sich als alter Krieger eines leichten Lächelns nicht erwehren konnte, bei diesem mit so entschiedener Zuversicht ausgesprochenen Plane.

„Daß Sie mir gestatten in Ihrem Namen den Leuten die feste Versicherung zu geben, daß billige Wünsche Ihrerseits bei der H—schen Regierung kräftig vertreten werden sollen. Während ich, dem Bedürfnisse des Augenblicks Rechnung tragend, den Bedrängtesten über der Grenze meine Kornböden zu halbem Preise erschließe, sorgen Sie bei Ihrer Regierung, daß den Leuten auf längere Zeit die fehlende Arbeit, und denen, die es bedürfen, ein Stückchen Land zum Kartoffelbau vom Forstgrunde überlassen wird. Das ist Alles, womit ich Sie bitte mir zur Seite zu stehen. Es sind die Hauptdesiderien der

Gebirgsbewohner auf jenseitigem Boden. Der wackere Bürgermeister hat mir soeben seine mehrjährigen Erfahrungen darüber mitgetheilt." —

„Aber lieber Herr v. Feldern, diese anscheinend kleinen Concessionen, ungerechnet der Opfer, die ich statt der von Ihnen angebotenen zu bringen bereit bin, werden das Verlangen nach noch anderen Dingen im Gefolge haben."

„Sie verheißen den Leuten nur Einrichtungen, die zeitgemäß, und deshalb recht und billig sind, und bürgen mir, wie ich den Aufständischen für das Ihrige, mit Ihrem Cavalierworte für das Halten der gegebenen Versprechungen. Dann haben Sie jetzt, und hoffentlich für alle Zeit drüben den Frieden. Ich kenne durch meine Geschäftsverhältnisse auch die Leute über der Grenze. Sie sind nicht bösartig von Natur, es ist die Noth, welche sie zum Kriege zwingt. Geben Sie ihnen die Aussicht auf bessere Zeit, und auch die starrsten Gemüther geben sich zur Ruhe."

Der Freiherr vermochte Feldern's überzeugenden Worten nicht länger zu widerstehen. Er versprach, und reichte seinem Beschützer gelobend die Hand. Nach kurzem Abschied von seiner Anna führte er Bertha an Winterfeld's Seite; „diese kleine Heldin" sagte er lächelnd, „empfehle ich Deinem besonderen Schutze, daß sie sich nicht beigehen läßt, vor der Zeit zu recognosciren!" —

Nachdem Feldern dem Freiherrn für den ihm

in der angedeuteten Weise zugesagten Beistand noch einmal in warmen Worten seinen Dank ausgesprochen, bestieg er das bereitgehaltene Pferd, und von einem Reitknecht begleitet folgte er dem schon abmarschirten Corps.

Nachdem die Colonne etwa eine Stunde, die letzte Strecke schon im Gebirge, ihren Marsch fortgesetzt hatte, erreichte sie eine offene Gegend, von wo man die vorgeschobenen Posten deutlich übersehen konnte. Hier ließ Feldern in zwei Gliedern eine Aufstellung nehmen, und sandte seine 20 Schützen in angemessener Entfernung als Tirailleurs vor die Fronte. Nach rascher Ausführung dieses Manövers ritt der Bürgermeister, dem in Betreibung eines bedeutenden Handelsgeschäftes Land und Leute hier wohl bekannt waren, mit einer Parlamentärflagge, die von Feldern's Reitknecht getragen wurde, langsam vor. Es dauerte nicht lange, so sah man Seitens des Feindes einen Mann unter gleichem Schutzzeichen herankommen. Der Bürgermeister erkannte in ihm einen ehemaligen Förster des Freiherrn v. Trobisch, einen alten Mann, der, auf Veranlassung des Gutsinspectors, dessen unredlichen Zumuthungen bei Holzverkäufen er sich nicht hatte fügen wollen, seines Dienstes entsetzt, mit einer zahlreichen Familie in einem der Gebirgsdörfer am Hungertuche zehrte.

Der Bürgermeister eröffnete jetzt ruhig den Zweck seiner Sendung, machte den feindlichen Abgesandten

aufmerksam auf die Folgen, falls die Aufständischen die ihnen gemachten Zugeständnisse von der Hand weisen sollten, erinnerte an Frau und Kinder zu Hause, wenn die bewaffnete Macht zum Angriff sich gezwungen sähe — wobei er bedeutungsvoll mit ausgestrecktem Arme rückwärts auf die dunkele Linie deutete, vor der Feldern in kurzem Galopp auf und niedersprengte.

„Die Worte sind schön, — sagt der Fuchs — aber in's Dorf geh' ich darum doch nicht," erwiderte der alte Förster, nachdem er einige Male mit der Hand über die tiefgefurchte Stirn gefahren war. „Wäre es der Herr v. Feldern selbst gewesen, und nicht der Herr v. Trobisch, der hier Versprechungen macht, so wäre es ein Anderes, aber Sie kennen unsern gnädigen Herrn und die Leute seiner Umgebung, so gut wie unser einer. Darauf können wir Männer von der Avantgarde nicht näher eingehen. Ich will es aber dem Anführer des Hauptcorps melden, das nicht weit absteht."

„Eine halbe Stunde gebe ich Euch Zeit, guter Mann, bedenkt aber zugleich, daß H—sche Dragoner gegen Euch im Anmarsche sind."

Diese mit Nachdruck vom Bürgermeister gesprochenen Worte verfehlten die beabsichtigte Wirkung nicht. Schneller, als er gekommen, ging der Parlamentär zum feindlichen Lager zurück, welches anscheinend durch Gebüsch gedeckt im Versteck lag.

Die bestimmte Zeit war kaum abgelaufen, als

der feindliche Befehlshaber selbst erschien. Es war ein verwegen genug aussehender hochaufgeschossener Gesell mit einem krausen schwarzen Barte, vor dem das Gesicht kaum zu sehen war. Eine alte Husarenuniform, die vom Körper nur die Rippen umspannte, ein gewaltiger Schleppsäbel und ein erblindeter ehemaliger westphälischer Cuirassierhelm, der seinen Glanz vielleicht schon an der Beresina verloren, trugen, wenn auch nicht zur Zierde des Mannes, doch gewiß ein Großes dazu bei, ihn in der Erinnerung an glorreich überstandene Kriege zu hohem Ansehen bei seinen Genossen zu erheben. Auf die Meldung von dem Erscheinen des gegnerischen Anführers sprengte Feldern im knappen Jagdrock, ohne andere Waffe als den zierlichen Hirschfänger an der Seite, auf den Platz. Sichtbar war der Eindruck, welchen die zu Pferde doppelt stattliche Figur des Schloßherrn auf den improvisirten Feldherrn hervorbrachte. Doch sah man bald, daß von einer soldatischen Natur wirklich etwas in ihm steckte. Ehrerbietig berührte er mit der Hand das Ueberbleibsel Napoleon'schen Kriegsruhms auf seinem Kopfe, als Feldern mit freundlicher Stimme Guten Tag bot.

„Nun Leute!" wandte er sich fragend an sein Gegenüber, „was habt Ihr beschlossen? Um Euch noch lange zu besinnen wegen des verlangten Ruhig-nach-Hause-gehen, sind die gestellten guten Vorschläge meiner Meinung nach nicht angethan. Wollt Ihr mehr,

als was Euer Landrath durch mich Euch versichern läßt?"

„Was uns versprochen wird, ist genug, Herr Baron: etwas Brodkorn für die höchste Noth, Arbeit bei richtigem Lohn, und etwas Land zu Kartoffeln für die Aermsten vom herrschaftlichen Forstgrunde. Aber wer verspricht's? Unser Herr Landrath. Sollen wir jetzt nach Hause gehen, müssen wir was Schriftliches haben."

Jetzt erhob sich Feldern hoch im Sattel und rief dem Sprecher mit ernster Stimme entgegen: „Mein Wort dafür, daß Euer Landrath hält, was er mir für Euch versprochen hat. Es giebt manche in Ihrem Trupp, die mich von früher her kennen; die werden es den Uebrigen sagen, daß ich niemals ohne Grund mein Wort gegeben oder auch nicht gegeben habe. Und jetzt gehen Sie und theilen den Leuten meinen Bescheid mit, ehe es zu spät wird für die Annahme meiner Vorschläge."

Der Anführer versprach einen letzten Rath mit den Seinigen zu halten, grüßte militärisch und nahm bei seinem Abgehen den großen Pallasch unter den Arm, den er bei seinem Herannahen rasselnd über den felsigen Boden hatte schleppen lassen.

Eine halbe Stunde war abermals vergangen. Die Sonne neigte sich dem Abend zu. Feldern's Truppen ruheten Gewehr bei Fuß. Da ertönten plötzlich Hörner und Trommeln, und das gesammte

Insurgentencorps zog ihnen gegenüber im Geschwindmarsch heran. Der Bürgermeister sprengte zu den Schützen, Feldern commandirte: „Achtung, Gewehr auf!“ Die drüben aber machten Halt, als sie nur durch Flintenschußweite von den Gegnern getrennt waren. Feldern, der einen feindseligen Zusammenstoß weder beabsichtigt, noch nach der gepflogenen Verhandlung nachträglich erwartet hatte, suchte vergeblich nach dem Grunde dieser plötzlichen Bewegung, als die Aufständischen die mit Tannenreisern geschmückten Hüte und Mützen auf ihre Waffen steckten und mit einem gewaltigen Hurrah! Herrn von Feldern und dem Bürgermeister von Frankenberg ein dreimaliges Hoch brachten.

Die so vom Feinde gefeierten diesseitigen Anführer ritten jetzt hinüber. „So ist's recht, Kinder, Vertrauen um Vertrauen! Ich weiß, daß Ihr nicht Alle so bös seid, als Einzelne unter Euch aussehen. Was Euch gelobt, wird in Erfüllung gehen. Laßt jetzt Alles vorbei sein, geht nach Hause und nährt Euch redlich. Da ist ein Schutzbrief für Sie“ — und er reichte dem Anführer ein Papier; „Sie dürften es vielleicht brauchen, als Leiter der Bewegung. Und Sie, Förster Warnebold, als Zweiter im gegnerischen Bunde, kommen mit mir, ich finde wohl eine Stellung für Sie mit besseren Aussichten, als die, welche Sie heute sich gedacht haben.“

Der alte Mann war so gerührt, daß er kaum

einige Worte zum Dank erwidern konnte. Auf seine schüchterne Frage, an wen sich einstweilen zu verwenden, deutete Feldern auf die rückwärts stehende Mannschaft. Indessen hatte die aus etwa 200 Köpfen bestehende Macht der Insurgenten schon ihre Auflösung begonnen. Truppweise, dann mehr vereinzelt zogen sie in allen Richtungen auf den in das Gebirge führenden Pfaden aus einander. Nur zwei Männer standen noch auf der thatenlos verlassenen Wahlstatt, der Trommler und der Hornist. Traurig betrachteten sie eine Zeit lang die jetzt zwecklos an ihrem Halse hängenden Instrumente. Doch als wäre ihnen ein plötzlicher Gedanke gekommen, so zuversichtlich sahen sie sich einander an und schüttelten sich die Hände. „Das Martinsfest läßt keinen ehrlichen Musikanten im Stich," rief der Trommler und schlug einen letzten gewaltigen Wirbel. —

„Hast Recht, Bruderherz! Wenn in acht Tagen unser jung Volk noch zwei Beine hat, braucht jede Schenke ihren Spielmann, und trinkt dann unsereiner auch ein Gläschen über den Durst, bleibt doch noch ein Nothpfennig übrig bis zu den Christtagen." So rief der Andere und stieß ein Paar lustige Fanfaren in sein Horn, daß ringsum die Berge davon wiederhallten; dann machten sie Kehrt und schritten nach der Gewohnheit fahrender Musikanten sorglos dem nahen Walde zu, wo sie bald auf einer Biegung des Weges verschwanden. — — —

Während Feldern auf dem Rückwege langsam voranritt, ließ er sich vom Förster Warnebold ausführlich seine Leidensgeschichte erzählen, aus der er vom Bürgermeister, der sich vorher mit ihm unterhalten, nur Bruchstücke vernommen. Mit Erstaunen hörte er, daß des Försters Weigerung, zu einem an dem Herrn zu verübenden mehrere Tausende betreffenden Betruge aus den Holzverkäufen seine Dienste zu leiben, dem Oberinspector zu seiner Dienstentlassung die Veranlassung gegeben. — Feldern hatte genug gehört, um darauf einen Plan zu begründen, mit dessen Gelingen er auf Nichtwiederkehren von Auftritten wie die, von welchen die angrenzenden Provinzen Zeuge geworden, glaubte fest rechnen zu können. Feldern aber war der Mann, der einen gefaßten Plan nicht leicht aufgab, wenn er ihn einmal gefaßt hatte. —

Es wäre zu viel verlangt gewesen, wenn die Mannschaft von Frankenberg nach des Tages Mühen noch einen Nachtmarsch in die Heimath hätte antreten sollen. Sie fand freundliche Aufnahme bei den Dorfbewohnern. Der Bürgermeister erhielt im Schlosse sein Quartier, wo er gleich Feldern in herzlicher Weise bewillkommnet wurde. Der alte Freiherr war unerschöpflich in Lobsprüchen über den Erfolg von Feldern's Strategie und ergoß sich in Danksagungen über die seiner Person dadurch geleisteten Dienste. „Ich merke, Sie vermögen, wenn auch nicht Alles, doch recht Vieles, lieber Feldern; wer es doch auch könnte!" schloß er endlich seine lange Rede.

„Ich kann wohl etwas; könnte ich Alles, so bliebe mir nicht, wie es der Fall ist, noch täglich so Vieles zu thun übrig," entgegnete Feldern ablehnend im vollen Ernste. „Doch liebe Anna und Gräfin Bertha! jetzt spielt die Politik ins Reich der Häuslichkeit hinüber. Ich hoffe, unsere Schloßfrauen werden eingedenk der Sitte edeler deutscher Frauen darauf Bedacht genommen haben, die heimkehrenden vaterländischen Krieger durch Speise und Trank gebührend zu erquicken."

„Alles zum Empfange bereit, mein Herr und Gemahl!" entgegnete die anmuthige Hausfrau und nahm den Arm des Bürgermeisters, Bertha verneigte sich in ähnlicher Absicht vor dem Freiherrn, dessen graues Haupt ihr so ehrwürdig erschien, und sie an den Vater erinnerte. Feldern aber und Winterfeld folgten langsam nach unter leisem Gespräche, welches bei dem Eintritt in das hellerleuchtete Speisezimmer sogleich verstummte.

Ueber Tisch drehte sich die Unterhaltung fast nur um die Ereignisse des Tages. Zu der fröhlichen Laune, wodurch der kleine Familienkreis sonst belebt wurde, fehlte es allerdings an jeder Veranlassung. Hatte auch die humoristische Weise, in welcher der Bürgermeister den Anführer der Aufständischen in seiner malerischen Ausstattung vorführte, Bertha's Lachen wohl einmal erregt, so war der Ernst auf des Herrn v. Trobisch Gesichtszügen nicht geeignet, das

heitere Mädchen lange in der Stimmung zu erhalten, wodurch sie sonst Allen so lieb war. Niemand schien es ungern zu sehen, als der Freiherr durch Rücken seines Stuhles das Zeichen zum Aufstehen gab. Sobald er den Damen einige verbindliche Worte gesagt und dann auch an Feldern für die erwiesene Gastfreundschaft Worte des Dankes gerichtet, nahm Letzterer die Gelegenheit wahr seinen Gast noch um eine kurze Unterredung in seinem Arbeitszimmer zu bitten.

„Es bleibt mir noch über den eigentlichen Ausgang, den das Drama des Tages genommen, ein besonderer präciser Bericht zu erstatten. Sie haben jetzt ein Recht ihn zu fordern, Herr v. Trobisch; nach dem indirect von Ihnen mir geleisteten Beistande bin ich aber auch bereit noch Ihre Meinung zu vernehmen, um unsere Völker vollständig zu pacificiren."

So unerwartet dem alten Herrn dieser Vorschlag zu kommen schien, nahm er doch bereitwillig den ihm von Feldern gebotenen Arm, um in seiner Begleitung dem vorleuchtenden Diener nach dem am Ende des Corridors liegenden Privatcabinet des Schloßherrn zu folgen.

In der Nähe eines behaglichen Kaminfeuers nahmen die beiden Herren einander gegenüber ihre Plätze ein. Das mitunter höhere Aufzucken der auf dem runden Tischchen zwischen ihnen brennenden Wachs-

kerzen verlieh dem Zimmer die eigenthümliche Beleuchtung, welche die Gegenstände in der Nähe um so schärfer hervortreten läßt, je nachdem die entfernteren in unsicheren Umrissen verschwimmen. So gewährten auch die beiden Männer, wie sie im Augenblick sich gegenüber saßen — der Freiherr etwas zurückgelehnt, in den scharfen Zügen die Erwartung ausgeprägt, welche Mittheilungen der Hausherr dem Gaste noch in so später Stunde zu machen habe, Feldern auf der hohen Stirn die Gedanken, für die er das Wort schon in Bereitschaft hatte — eine Gruppe, die einem Maler willkommen als Vorbild zu einem Nachtstück gewesen sein würde.

Herr v. Trobisch unterbrach zuerst das kurze Schweigen. „Ich bin wirklich neugierig, lieber Feldern, welche Ueberraschung Sie mir allerletzt noch zugedacht haben, nachdem der Tag schon so reich daran gewesen."

„Und doch bleibt mir das Schwerste vom Tage noch zu erfüllen. Ich fühle mich in warmer Theilnahme mit Ihrer augenblicklichen Lage zu Eröffnungen gedrungen, die Ihrem Blick eine Zukunft voll dauernder Gefahren zeigen werden, wenn Sie nicht die Verwaltung Ihrer Güter anderen Händen, als denen sie bisher anvertraut waren, übergeben. Männer, die es redlich mit Ihnen meinen, müssen die feilen Diener ersetzen, mit denen Sie bisher umgeben waren."

„Sie sprechen in Räthseln, Herr v. Feldern,“— fiel hier in sichtbarer Erregung der Freiherr ein — „Ich muß Sie bitten sich näher zu erklären. Zum Glauben gehören Beweise!“

„Ich bin bereit sie zu geben,“ sagte Feldern und fuhr in ruhigem Tone fort: „Sie hatten einen Förster Warnebold in Ihren Diensten.“

„Ich entsinne mich des Namens.“

„Der Mann wurde vor Jahren ohne Ihr Vorwissen des Dienstes entlassen.“

„Möglich, daß ich davon nicht gehört. Der Oberinspector hat die Aufsicht über das gesammte Dienerpersonal, auf den Gütern und den Vorwerken. Er stellt die Leute an und entläßt sie, je nachdem sie es verdienen. Es würde doch zu viel verlangt sein, wenn man selbst sich um alle diese Dinge kümmern sollte.“

„Aber ein Auge dafür haben, daß die Stellen mit den passenden Individuen besetzt werden — das, meine ich,“ entgegnete Feldern, „wäre, wie im eigenen, auch im Interesse aller derer geboten, denen unsre höheren Diener vorgesetzt werden.“

„Die Verwaltung meines Besitzthums und die Sorge für die darauf wohnenden Leute ist, außer dem Justizamtmann, dem Oberinspector und dem alten Pfarrer übertragen. So hielt ich es für das Rathsamste, da ich mich von jeher so wenig für das Recht und für die Finanzen als für die kirchlichen Ange-

legenheiten sonderlich interessirt habe. Die genannten Herren aber haben sich stets als gefügsame und darum als zuverlässige Männer erwiesen."

„Sie scheinen wenigstens alle drei immer von derselben Ueberzeugung geleitet worden zu sein, da keiner sich zu Gunsten des alten Försters bei Ihnen verwendet hat."

„Es scheint allerdings, daß sie stets einstimmig sind, und dieser Uebereinstimmung, Herr v. Feldern, war bisher der ungestörte Zustand meiner Herrschaft zu verdanken."

„Sie sehen aber, Herr v. Trobisch, es war eine Scheinsicherheit, in der Sie bisher gelebt haben" — entgegnete Feldern in zunehmender Lebhaftigkeit — „Sie haben nur ein offenes Ohr für die Männer gehabt, die Ihnen Angenehmes vortrugen, wie es Ihrem Scheininteresse diente, während es doch nur dem wirklichen Interesse Ihrer Rathgeber förderlich war."

„Aber ich habe fast zu keiner Zeit eine Klage von meinen Hörigen vernommen."

„Weil ihnen von schärfster Ahndung bedroht der Mund verriegelt war von jenen Gestrengen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß der Förster nach langen treuen Dienstjahren von der Stelle entfernt wurde, ohne daß Sie ihm Gehör schenkten!"

„Ach!" sagte der Freiherr jetzt in fast ärgerlichem Tone, „ich kann mir die Veranlassung denken, er wird den Anordnungen seines Vorgesetzten

nicht Folge geben, seinen Befehlen den schuldigen Gehorsam nicht haben leisten wollen. Das sind aber Vergehen, die nach meiner Hausordnung am allerschärfsten bestraft werden."

„Hier in Augustenau wird Jeder, und wäre es der Geringste, wie vom Oberinspector, so von mir selbst gehört. Bescheidene Vorstellungen werden jederzeit beachtet. Und darin" — fuhr Feldern mit erhöhter Stimme fort — „liegt der Segen der von mir beobachteten Hausordnung. Er hat mein eigenes Glück und die Wohlfahrt meiner Bauern begründet. Noch nie habe ich da sonderlich Gutes gefunden, wo die Willkür des Herrn, durch willfährige Diener unterstützt, allein den Endbescheid fällte. Aber kommen wir auf Warnebold zurück."

„Ja, bitte, fahren Sie fort, ich bin gespannt zu hören, was Sie zu des Mannes Entschuldigung anführen werden," drängte der Freiherr.

„Die Widersetzlichkeit, in der Sie geneigt sind den Grund zu des Försters Entlassung zu suchen, worin Sie ein Vergehen gegen Ihre Hausordnung finden, rechne ich dem Manne als hohe Tugend an. Es ist, wie Sie vermuthen: Warnebold widersetzte sich dem Oberinspector, aber in der redlichen Absicht Ihrer Casse im Jahre 1828 die Summe von 3000 Thalern zu erhalten, zu deren Veruntreuung er dem Oberinspector behülflich sein sollte."

„Herr v. Feldern!" fuhr hier der Freiherr auf;

„ich bitte Sie Acht zu haben auf Ihre Worte. Der Oberinspector hat sein schwieriges Amt lange Jahre zu meiner Zufriedenheit verwaltet. Es gehören Beweise zur Rechtfertigung einer so schweren Anklage."

„Der Förster wird den Beweis durch den Chef der Holzhandlung führen, welcher 6000 Thaler an Ihre Forstcasse gezahlt, während am Schlusse des Rechnungsjahres nur 3000 für den eingegangenen Posten berechnet waren. Es mag dieser Fall nicht der erste und der letzte sein, denn nach Aussage des hier anwesenden Bürgermeisters von Frankenberg sind jährlich bedeutende Summen, angeblich für Ihre Rechnung, durch den Oberinspector bei einem englischen Bankhause belegt worden. Auch Ihrem hier anwesenden Leibjäger scheint das Gewissen aufgegangen zu sein bei dem Anblick des verkümmerten Warnebold, den ich von dem heutigen Zuge hier eingebracht habe, mit dem Versprechen weiter für ihn zu sorgen. Wie gesagt, Ihr Jäger soll sich seit dem Zusammentreffen mit dem Förster in einer seltsamen Stimmung befinden, aus der zu schließen, daß er über die zu nehmende Partei nachdenkt, wenn Warnebold sein erstes Zeugniß ablegt."

„Entsetzlich, wenn Alles dieses sich so verhält!" stöhnte der Freiherr und stützte beide Arme auf die Kniee. „Wem kann ich hinfüro noch trauen, wenn der Mann mich betrog, dem ich nach öfterem Wechsel seiner Vorgänger mit unbegrenztem Vertrauen die ge-

sammte Geschäftsleitung übergab! Es ist das Schlimmste, was nach Allem mich noch betreffen konnte. Rathen Sie mir, Herr v. Feldern. Was soll ich jetzt thun?"

„Ich bin gleich mit meinen Eröffnungen zu Ende, von denen ich Ihnen nichts vorenthalten durfte, wenn das, was unseren vereinten Bemühungen heute gelungen, auch für die Zukunft bestehen soll. Daß Ihr Oberinspector auch unter der Hand nach einem Bundesgenossen aussieht, um das auf Ihrem Gebiet geübte Regiment für die Dauer sicher zu stellen, geht bis zur Evidenz aus einigen an meinen treuen Inspector gerichteten vertraulichen Schreiben hervor. Er spricht darin zu wiederholten Malen den Wunsch aus, daß wegen der Behandlung der Leute auf den diesseitigen Gütern möglichst ähnliche Einrichtungen wie bei Ihnen getroffen werden möchten, damit Ihre Häuslinge nicht aus den bei uns vorwaltenden humanen Bestimmungen zu Beschwerden und zu Bitten um Erleichterungen Grund finden möchten. — Meine Mittheilungen werden hinreichen zur Erkenntniß, in welcher schwierigen Lage Sie sich befinden. Gern will ich einräumen, daß mehr Ihre Unkenntniß der Dinge als Absicht sie herbeigeführt hat, und habe das feste Vertrauen, daß ein unbefangener Blick in den Zustand Ihrer Besitzungen Sie bald des Besseren belehren wird. Unser ganzes Leben, Herr v. Trobisch, hat die Aufgabe zu bauen und zu bessern, daß es den Nachkommen wohl gefällt im Hause der

Väter. Haben Sie nur erst den Anfang damit gemacht, so fühlen Sie sich auch gewiß zur Fortsetzung gedrängt. Es ist etwas Schönes um solch ein Leben der Thätigkeit und des Schaffens!"

„Aber mein Gott, was soll ich thun, um den Anfang zu finden? Rathen Sie mir, lieber Feldern," sagte der Freiherr noch einmal, dringender als zuvor, ihm die Hände entgegenstreckend.

„Entlassen Sie zuvörderst Ihre ungetreuen Diener bis zum Letzten."

„Aber wo die Besseren gleich hernehmen?"

„Lassen Sie Recht Recht werden auf Ihren Besitzungen; dazu gehört ein streng gewissenhafter Justizbeamter. Fördern Sie das Licht christlicher Wahrheit in Ihren Kreisen durch einen würdigen Diener der Kirche. Geben Sie selbst das Beispiel für das Gute, wie Sie es bedingt durch die Gesetze der Moral von Andern fordern: dann werden bald gute Männer sich Ihnen anschließen, um durch ihre Dienste den nöthigen Reformen förderlich zu werden. Die augenblickliche Situation, nicht der Gedanke allein, sondern die Absicht Ihnen behülflich zu werden, berechtigt mich zu der Hoffnung, daß Sie mir, dem jüngeren Manne, Ihr Ohr heute nicht verschließen."

Feldern hielt einige Augenblicke inne, um die Wirkung zu beobachten, welche seine Mittheilungen auf den alten Freiherrn hervorbrachten. Er selbst fühlte sich ergriffen, als das feuchte Auge seines

Gastes die in seinem Innern vorgehende Bewegung verkündigte, und ein leichtes, wiederholtes Nicken verrieth, daß seine Gedanken schon anfingen mit Feldern's Worten in Einklang zu kommen. Da rückte dieser seinen Stuhl ganz in die Nähe des alten Herrn und legte ihm wie einem neugewonnenen Freunde die Hand auf die Schulter. „Vergönnen Sie mir jetzt ein letztes Wort, Herr v. Trobisch! dann gehen wir wohl beide zur Ruhe mit erleichtertem Herzen. Sie haben nur einen Erben, einen Sohn — er steht als Officier im Dienst einer auswärtigen Macht. Lassen Sie ihn nicht zu lange, zumal im Frieden nicht fortdienen, damit er nicht die Strenge des Militärreglements, das unbedingte Veto auf die Verwaltung seiner Güter überträgt. Lassen Sie ihn zuweilen heimkehren, während Sie bauen und reformiren, damit er aus dem entstehenden Nutzen nicht allein die Nothwendigkeit der Erhaltung, sondern die Fortsetzung des Begonnenen wegen der Zukunft erkennt. Die Nachwelt hat sich zu keiner Zeit des Rechts begeben über die Handlungen der Todten zu richten. Wem Gott wie uns ein Stückchen Land verliehen mit einigen Leuten darauf, dem darf es an der Liebe nicht fehlen, zur gegenseitigen Wohlfahrt. Und ob es ein König ist, und es fehlt ihm an Herz für die Seinigen, so steht er vereinsamt in seinem Palast, und das Volk seufzt hoffnungslos an den verschlossenen Pforten."

„Sie sind der Erste, lieber Feldern, der seit meiner Jugend so ernstlich über Zukunft und Nachwelt mit mir gesprochen. Was die Leute damals mir sagten, klang anders. Zum öftern wurde mir von meiner nächsten Umgebung wiederholt, daß mein Wille, sobald ich mein eigener Herr, über dem Willen aller meiner Untergebenen stehe. So mag es gekommen sein, daß ich mich um Zukunft und Nachwelt nur wenig bekümmert, und zufrieden war, wenn ich durch die Gegenwart nicht beirrt wurde. Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit und hoffe zu Gott, daß es noch an der Zeit für mich ist, was ich versäumt, nachzuholen, und was schlecht in der bisherigen Verwaltung meiner Güter, durch zeitgemäße Einrichtungen zu bessern."

Als die beiden Herren sich erhoben, fühlte Feldern aus des Freiherrn Händedruck, daß die zuletzt von ihm gesprochenen Worte mehr als eine Phrase waren, um die Unterhaltung dadurch zum Ende zu bringen.

Im Schlosse herrschte schon die tiefste Ruhe, als Feldern mit dem Freiherrn in das Gesellschaftszimmer zurückkehrte. Dort waren außer Winterfeld nur noch der Bürgermeister und der Gutsinspector anwesend. Da sie den Gegenstand der späten Conferenz kannten, lasen sie nicht ohne eigene Genugthuung aus den Gesichtszügen der Ankommenden, daß die Verhandlungen keinen ungünstigen Ausgang genommen. Nach einer letzten Verabredung über die Abreise des Frei-

herrn, die vermittelst Feldern's Equipage am andern Morgen stattfinden sollte, trennten sich die Herren. Sie waren alle der Ruhe bedürftig; besonders der Freiherr, der, wie er leicht scherzend meinte, heute einen schwereren Kampf bestanden hatte, als am Schlachttage an der Katzbach.

Der folgende Tag war einer von den letzten schönen, an denen sich die Sonne im Entfernen von unserem Welttheile in ihrem vollen Glanze zeigt, um die Menschen im Hinblick auf die wiederkommende bessere Zeit wegen der nahenden Winterstürme zu trösten. Der Wald schimmerte in der buntesten Pracht aller Farben; über die noch nachgrünenden Wiesen hatte der Mädchensommer seine zarten Fäden gezogen, und Thautropfen glänzten wie Perlen am niedrigen Gesträuch. Die Arbeiter im Dorfe gingen ruhig den gewohnten Beschäftigungen nach; nur auf dem Schloßhofe deutete, als Feldern und Winterfeld, die dem Bürgermeister das Geleit gegeben, dahin zurückkehrten, eine besondere Unruhe auf ein stattgefundenes Ereigniß. Es ergab sich bei näherer Erkundigung, daß der Leibjäger des Freiherrn verschwunden war. Letzterer hatte nach dem Aufstehen vergebens auf ihn gewartet, um ihm nach Gewohnheit bei dem Ankleiden behülflich zu sein. Nach Verlauf einer halben Stunde hatte der Freiherr einen der Schloßdiener nach ihm ausgesandt, doch dieser war nach einiger Zeit mit der Nachricht zurückgekehrt, daß die ihm zum

Logis angewiesene Kammer leer und auch das Bett anscheinend nicht gebraucht sei.

Feldern war nicht wenig betroffen bei dieser Kunde. Obgleich von einer Ahnung durchzuckt, hütete er sich sie in Gegenwart der Umstehenden laut werden zu lassen. Nur Winterfeld flüsterte er zu „Der hat den Weg nach Wustrow genommen, um des Freiherrn Beamte wegen des Försters zu warnen."

Während Winterfeld ging, um den Damen guten Morgen zu sagen und ihnen von der Pracht des jungen Tages zu erzählen, eilte Feldern seinen Gast zu beruhigen.

„Eine neue unbegreifliche Geschichte, lieber Feldern; wie wird das neue Räthsel sich lösen?"

„Was wird es weiter sein, als — der treue Diener hat Ihnen durch Herbeiführen der eigenen Equipage eine Freude machen wollen und sich durch irgend welchen Zufall auf dem Rückwege verspätet."

„Gebe Gott, daß Sie wahr reden. Ich setze noch eine Stunde. Ist der Anton nach ihrem Verlauf nicht wieder da, gebe ich ihn auf, dann habe ich auch den Letzten, den ich getreu hielt, verloren."

Nachdem der Freiherr mit Hülfe eines Hausdieners seine Toilette vollendet hatte, begleitete er Feldern in das Frühstückszimmer. Er war zwar heiterer als am Tage zuvor, doch wollte es so wenig Anna als der fröhlichen Bertha gelingen die sich mehrende Unruhe des alten Herrn zu verscheuchen,

als die von ihm gesetzte Stunde abgelaufen war, ohne Anton zu bringen.

Alle Vorstellungen noch den Mittag abzuwarten blieben umsonst, und so befahl Feldern das Anspannen. In diesem Augenblick überbrachte der Inspector einen Brief des Bürgermeisters, den er aus dem Dorfe B., wo er mit seinem Trupp einen kurzen Halt gemacht, durch einen Expressen abgefertigt hatte.

Nachdem Feldern das Schreiben in zunehmender Spannung gelesen, theilte er es nach seinem ganzen Wortlaut den Anwesenden mit:

„Da ich mich vor Erreichen des Standquartiers Ew. Hochwohlgeboren gegenüber der mir obliegenden Landwachtpflicht noch nicht entbunden glaube, habe ich damit in Uebereinstimmung die nachstehende Meldung für nöthig erachtet. Gestern Abend, etwa um dieselbe Zeit, als wir von unsrem erfolgreichen Unternehmen nach Augustenau zurückkehrten, hat die braunschweigische Grenzwacht den berüchtigten Freiherrn Bender v. Binnenthal zum Gefangenen gemacht. Er hatte sich auf die Nachricht der völligen Auflösung der uns gegenüberstehenden Schaar mit einem kleinen Häuflein, statt vorwärts, rückwärts gewandt, um Schutz in der preußischen Stadt Elrich zu suchen, wo sein Herr und Gebieter, der vertriebene Herzog Carl, kurze Zeit vorher sein Hauptquartier hatte. Zwischen Walkenried und dem Bergstädtchen Zorge stieß er auf ein Commando braunschweigische Jäger, denen er sich

nach kurzem Widerstande mit seinem Gefolge ergab. Nach der Aussage des Wirthes hier, der eben von Zorge zurückkehrt, hat man nicht allein viele Briefe des Herzogs an seine Anhänger in Braunschweig, sondern auch eine Menge Proclamationen bei dem Gefangenen gefunden. In den Letzteren werden Allen, die dem Banner des vertriebenen Fürsten sich anschließen, Freiheit, Gleichheit und völlige Abgabenfreiheit verheißen! Unser Stand wäre gestern sicherlich ein viel schwierigerer geworden, wenn diese herzoglichen Verheißungen bereits bekannt gewesen. Der Wirth, in dessen Hause ich diesen Rapport abfasse, glaubte auch gehört zu haben, daß ein Lieutnant Aloard, Allart, oder ähnlichen Namens, von des Herzogs stattlichen Gardehusaren, sich unter den Gefangenen befunden. Der letztere Name thut nichts weiter zur Sache. Seitdem der Hauptagent des Exherzoges in sicherem Gewahrsam ist, hat es mit den Umtrieben auf den Grenzen ein Ende, und wir leben ruhig wieder in unsrem Ländchen wie zuvor.

Zur Notiz des Herrn v. Trobisch erlaube noch hinzuzufügen, daß ein Piket h—scher Dragoner auf der Grenze biwachtet, um dem Herrn das sichere Geleit nach Wustrow zu geben, wo der Officier im Schlosse Quartier genommen."

Die letzten Worte ließen den Freiherrn den Abschied beschleunigen. Nach einem herzlichen Dank für die erwiesene Gastfreundschaft bat er bei den

Damen um Nachsicht wegen der verursachten Unruhe. „Und nun, lieber Feldern, kommen Sie, geleiten Sie mich zum Wagen, damit Ihr letzter Blick mich noch bestärkt in allen guten Gedanken, die Sie in mir erweckt haben. Und Sie, lieber Winterfeld!" — sagte er zum Pfarrherrn gewandt, „hoffe ich heute nicht zum letzten Male gesehen zu haben, ich werde Ihres Rathes in manchen Dingen bedürfen, die ich jetzt mit anderen Augen betrachte als vordem." — Noch einmal verbeugte sich der Freiherr gegen die Damen, in deren Augen unwillkürlich eine Thräne erglänzte, als der Schlag sich hinter dem Manne schloß, den das Schicksal in so unerwarteter Weise getroffen hatte. Im Augenblick, als der Wagen vom Hofe rollte, sagte Anna mit bewegter Stimme: „Diese Zeit, liebe Bertha, möge uns lehren, daß auch die Mächtigsten der Erde ihre Schicksale haben, denen zu entgehen ihnen die Macht gebricht!"

In größter Spannung erwartete Feldern die Rückkehr des Wagens. Die am Morgen in ihm aufgestiegene Ahnung ließ ihn nicht ruhen, bis er Gewißheit über den Zustand der Dinge in Wustrow hatte. Es war bereits Nacht, als die Kalesche über die Brücke in den Schloßhof fuhr, und gleich darauf der dem Freiherrn zur Begleitung beigegebene Diener ein Schreiben des Ersteren übergab.

Feldern erbrach es hastig und las:

„Meine beiden ersten Beamten haben mich bereits

verlassen. Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich weder den Oberinspector noch den Justizamtmann vorfand. Mein Leibjäger, der wahrscheinlich schon längere Zeit mit ihnen im Einverständniß stand, wird ihnen verrathen haben, was sich mit dem Förster bei Ihnen ereignet. Alle drei haben die Flucht ergriffen. Anton ist bald nach drei Uhr hier angekommen und hat sich sofort in die Wohnung des Oberinspectors, dann zum Justizamtmann begeben. Gleich darauf sah man Licht in beider Herren Zimmern. Rasches Hin- und Hergehen wurde bemerkt. Nach etwa einer Stunde brachte der Jäger dem Kutscher den Befehl eine Halbchaise anzuspannen. Sobald der Wagen vorgefahren war, ließ man nicht lange auf sich warten. Zwei schwere Reisekoffer wurden aufgepackt und die beiden Verräther stiegen ein. Anton folgte ihnen mit einem Mantelsack, den er, wie sich später ergab, aus meiner Garderobe und mit der Geldbörse aus dem Schreibtische wohl versehen hatte. Sie waren eine kurze Strecke gefahren, als der Oberinspector dem Kutscher zurief: «Nach der Poststation D. Ihr kennt den Ort; und nun laßt die Pferde ausgreifen, der Befehl des gnädigen Herrn verlangt die möglichste Eile.»

„Der Kutscher that, wie ihm geboten ward. Der Tag war eben im Grauen, als der Posthof erreicht wurde. Johann erhielt hier die Weisung auszuspannen und, wenn sich die Pferde genügend erholt, lang-

sam nach Hause zu reiten. Der Jäger hatte indessen den Schreiber herausgeklopft, und nach kaum zehn Minuten wurden Postpferde vorgelegt. Der Jäger setzte sich wieder ein, und in raschem Trabe eilte die unnobele Gesellschaft in meinem Wagen von dannen. Sie werden den Weg nach der Küste eingeschlagen haben. Schon bricht die zweite Nacht ein. Ehe ich die Behörden zu ihrer Verfolgung in Bewegung setzen kann, haben sie einen Vorsprung von zwei Tagen. Ueber See zu kommen, bietet Hamburg fast stündlich Gelegenheit dar, und der Inspector, der dort so beannt ist wie auf meinen Gütern, wird nicht verfehlen die erste als die beste zu benutzen. Die Pflicht gebietet mir jedoch mit der Anzeige nicht zurückzuhalten, da einer der Vögte nicht undeutlich merken läßt, daß die Schurken auch an dem auf mein Gut stattgefundenen Attentat die Hand mit im Spiele gehabt um dadurch mich einzuschüchternd den Erlaß von Maßregeln zu erwirken, wie sie ihren ferneren teuflischen Plänen förderlich wurden. Sie können leicht denken, wie Alles hier in Aufregung ist. Gleich den Arbeitern gehen die Bauern scheu und ängstlich umber, als hätten sie kein gutes Gewissen, und doch sind die Gebliebenen am Ende die treuesten und besten von Allen. Einen widrigen Eindruck hat der Pfarrer auf mich gemacht. Als er, vorgeblich um mir Trost zu bringen, mich vor einigen Stunden besuchte und mit niedergeschlagenem Blick von den unerforschlichen We-

gen der Vorsehung und von den Heimsuchungen sprach, die auch den Gerechtesten mitunter beträfen, da sagte mir mein Gewissen, daß mir ein Heuchler gegenüberstand. Es wurde mir unheimlich in der Nähe des Mannes, der, obgleich mich salbungsvoll so viele Jahre hindurch jeden Sonntag als Wohlthäter der Kirche in sein Gebet einschließend, nie den Muth gehabt mir Vorstellungen zu machen, die in wirklich christlicher Weise vorgetragen auch den Zweck nicht verfehlt haben würden. Im Augenblick, als der Geistliche das Zimmer verlassen hatte, gedachte ich Ihres hochherzigen Schwagers und an seine etwaigen Vorschläge zur würdigen Wiederbesetzung der Stelle, sobald ich mich des alten Hofcapellans durch Pensionirung entledigt habe. Es ist seine Scheinheiligkeit, wie ich jetzt einsehe, die an meinen Unterlassungssünden einen nicht geringen Antheil hat.

„Indessen sind hier so viele neue Arrangements zu treffen, daß mir Ihr gütiger Rath dabei ganz unentbehrlich ist. Einstweilen aber bitte ich Sie, mir Ihren braven Inspector für eine Woche zu überlassen. Seiner auf Erfahrung begründeten Umsicht wird es am besten gelingen, die hier ins Stocken gerathene Wirthschaftsmaschinerie wieder in eine gehörige Gangart zu bringen." —

Früh am nächsten Morgen ließ Feldern folgende Antwort abgehen:

„Bei genauerer Betrachtung der Verhältnisse

ist der vorläufige Ausgang, den die Dinge bei Ihnen genommen haben, nicht ohne sein Gutes. Einmal wurde Ihnen der Anblick der Männer erspart, die durch schnöden Verrath das ihnen so lange geschenkte Vertrauen gelohnt, und zum andern ist Ihr gutes Herz dem täglichen Gedanken an die schweren Strafen enthoben, denen sie bei ihrer Verhaftung durch das Gesetz verfallen wären.

„Mein Oberinspector wird an einem der nächsten Tage bei Ihnen eintreffen, um mit Ihnen die vorläufig etwa nöthig gewordenen Anordnungen zu treffen. Meine eigenen Dienste stehen Ihnen zu Gebot, wann und wo Sie derselben bedürfen." —

Und Feldern hielt Wort. Er würde dem alten Freiherrn ein treuer Freund von dem Tage, wo jener durch das Schicksal in so wunderbarer Weise bei ihm eingeführt wurde. Kaum waren einige Jahre vergangen, so hatten reiche Ernten und der glückliche Erfolg industrieller Unternehmungen die beträchtlichen Schäden ersetzt, welche die gewissenlose Geschäftsführung der früheren treulosen Beamten dem Gutsherrn zugefügt hatte. In dem sich hebenden Wohlstande und in den heiteren Gesichtern der Landleute von Wustrow aber sprach es sich am deutlichsten aus, was der Erb- und Gerichtsherr, Freiherr v. Trobisch gewonnen, nachdem er Land und Leute von den bisher so schwer sie bedrückenden Lasten befreit hatte.

Kehren wir jetzt nach Augustenau zu dem glück-

lichen Stillleben der Familie v. Feldern zurück, welches für kurze Zeit durch den so unerwarteten Zwischenfall gestört wurde. Der Leser hat bereits die Bekanntschaft der jungen Gräfin v. Felseck gemacht, welche die gefundene liebevolle Aufnahme anfänglich durch die heiteren Einfälle, welche einem nie getrübten Humor entsprangen, reichlich vergalt. Aber schon nach wenigen Monaten war aus dem losen Wildfang, wie der Vater im Scherz seinen Liebling benannte, eine sanfte Taube geworden, der jedoch der Blick und die Schwingen des Falken nicht fehlten, wo es galt einem von Feldern's oder Winterfeld's großen Gedanken zu folgen, an denen es selten gebrach in der gemeinschaftlichen Unterhaltung.

Bertha hing mit schwesterlicher Liebe an Feldern und seiner edelen Gattin. Aber sie liebte auch Groß und Klein, Alt und Jung im ganzen Dorfe. Wenn der alte Schulze sie auf ihren Wohlthätigkeitsgängen begleitete, lauschte sie aufmerksam seinen Worten, wenn er von der gnädigen Frau erzählte, wie sie und der Herr Pfarrer so gut seien auch gegen den Geringsten. Bertha hörte es besonders gern, wenn Winterfeld gelobt wurde, dem sie mit großer Verehrung ergeben war, seitdem sie seine Kanzelvorträge gehört hatte. Sie hatte wohl auch in der Residenz die Kirchen besucht, war aber bei den oft so entschieden sich entgegentretenden Urtheilen über die Vorträge nie zu eigener Meinung darüber gelangt. Winterfeld's

Reden waren ihr etwas ganz Neues. In seinen Worten sprach sich feste unwandelbare Ueberzeugung aus. Nicht eben viel anders, als er im gewöhnlichen Leben zu Einzelnen sprach, redete er in der Kirche vor der versammelten Gemeinde. Seine Worte waren Vertrauen erweckend; sie sprachen die Liebe und die Lehren aus, wie er sie nach dem Vorbilde seines erhabenen Meisters für den Inbegriff des göttlichen Wortes hielt. Indem er die Schwärmerei des blinden Glaubens dem Verstande unterordnete, bezeichnete er dem geläuterten Gefühl zum christlichen Handeln die richtige Bahn. — Bertha sprach sich nur selten über Winterfeld's Vorträge aus. Aber ihre leuchtenden Augen, die frische lebendige Weise, mit der sie nach einem Kirchengange die übernommenen kleinen Obliegenheiten besorgte, zeigten jedesmal den Eindruck, den eine seiner Reden auf sie gemacht hatte.

Im täglichen Umgang mit der hochgebildeten Feldernschen Familie hatte Bertha gar bald die vielen in ihrem Wissen vorhandenen Lücken erkannt. Ihr höchstes Streben war es daher nachzuholen, was in ihrer geistigen Erziehung versäumt war. Winterfeld war nach ihrem Wunsche bald nach ihrer Ankunft in Augustenau ihr Lehrer geworden. Die schnelle Auffassungsgabe, der Fleiß der beharrlichen Schülerin machte ihm die Ausübung des übernommenen Amtes so leicht, daß sie ihm bald nach den Geschäften des eigentlichen Berufes zur Erholung gereichte. Wenn

Winterfeld zu Zeiten mit der Gabe des Malers die Wunder der Tropenwelt vor sie hinstellte, oder ein andres Mal, im Orient beginnend, die Bücher der Weltgeschichte bis zur Neuzeit vor ihren Augen erschloß, dann schien die Welt in der Nähe nicht mehr für sie vorhanden. Ihre Blicke waren nur auf die Züge des Darstellers gerichtet, die sich höher belebten, je nachdem sein Inneres erregt wurde von den Gegenständen seines interessanten Vortrages. Auf seinen botanischen Excursionen, an denen Anna in ihrer Freude an der Natur gewöhnlich theilnahm, ereignete es sich aber auch wohl, daß Bertha, in Gedanken versunken, die Blume zerpflückte, die Winterfeld eben im Begriff war nach den Merkmalen zu classificiren. Was Bertha kaum erst ahnete, das konnte Anna nach eigener Erfahrung nicht lange ein Räthsel bleiben. Im Herzen des schönen Mädchens begann jene schöne Blüthe zu knospen, die dem Tageslicht nicht zu lange entzogen bleiben darf, soll sie nicht hinwelken und frühzeitig sterben.

Auch Winterfeld war nach Monaten ein Anderer geworden. Nicht etwa ein Träumer; Schwächen konnten nicht Wurzel fassen in einem Manne von so festem Charakter. Aber wer ihn genauer kannte, sah an einem Ernst, der zuweilen mitten in der heitersten Unterhaltung gleich einem Wölkchen über seine freie Stirne flog, daß etwas mit ihm war, was er für sich ganz allein zu behalten sich auferlegt hatte.

Musik und Malerei waren die schönen Künste, welche die Freistunden der Schloßdamen ausfüllten. Unter Anna's Leitung hatte Bertha im Zeichnen Anfänge, in der Musik bedeutende Fortschritte gemacht, nachdem die Vorurtheile besiegt waren, welche Frau v. Feldern bei ihrer ersten Bekanntschaft mit der muthwilligen kleinen Gräfin im Vaterhause wahrgenommen hatte.

War Winterfeld gerade anwesend, wenn Bertha spielte, so wandte er in der ersten Zeit wohl die Notenblätter um, wie er es bei der Schwester gewohnt war. Später aber ereignete es sich nicht selten, daß sie plötzlich unsicher wurde, wenn Winterfeld's Hand die ihrige zufällig berührte. Anna bat daher eines Tages scherzend den Bruder, es lieber nicht mehr zu thun, und Winterfeld versprach lächelnd nach ihrem Willen zu thun. Als er sich jedoch eines Abends bei dem Vortrage einer großen Sonate in einiger Entfernung hielt, sagte Bertha, sich zu ihm hinwendend, fast schmollend: „Hören Sie doch, wie ich falsch greife; das kommt davon, daß Sie mir Ihre Hülfe bei dem Umblättern versagen, bitte wie sonst; wenn nicht — kann ich nicht spielen." Winterfeld wandte die Blätter, und — das Spiel nahm an diesem Tage einen so harmonischen Fortgang, wie man ihn nie zuvor von dem schönen Mädchen vernommen. Als Winterfeld Abends nach Hause ging, zog etwas wie ein leiser Mollton durch seine Seele; doch wurde dadurch

die Harmonie in ihm nicht gestört, die bisher in den Vorkommnissen des Lebens seinem Handeln zur maßgebenden Grundlage diente.

Rasch genug waren den glücklichen Bewohnern von Augusteuau die Sommermonate entschwunden. Es wurden Pläne gemacht, wie man unter passend eingeschaltetem Wechsel der Geschäfte und des Vergnügens den Winter in dem eben so schön als bequem eingerichteten Schlosse so fröhlich verleben wollte wie den Sommer. Da brachen plötzlich im October die Unruhen aus, die trotz ihrer kurzen Dauer das Jahr 1830 als ein in der vaterländischen Geschichte der Deutschen so bedeutsames bezeichnet haben.

Auf den ersten Bericht, den Feldern an die höchste Behörde über die Vorfälle an der Grenze erstattet hatte, eilte General v. Felseck in Sorge um sein theures einziges Kind nach Augusteuau, um es für etwa noch kommende Dinge in die größere Sicherheit gewährende Residenz mit sich zurückzunehmen. So groß die Freude war, womit Bertha den Vater begrüßte, so wurde sie doch merklich getrübt über die Veranlassung seiner unerwarteten Ankunft. Aber es wurde ihr leichter dem Wunsche des Vaters nachzukommen, in dem sie ja einen neuen Beweis seiner Liebe erkannte, als er sie mit dem Versprechen tröstete, bei erhaltenem Landfrieden schon in den ersten Frühlingsmonaten zu ihren Freunden zurückkehren zu dürfen. Da die von allen Seiten einlaufenden

Nachrichten keine neue plötzliche Störung in Aussicht stellten, ließ Graf v. Felseck sich bewegen einige Tage in Augustenau zu verweilen. Dadurch erhielt er nicht allein Gelegenheit den blühenden Zustand von Feldern's Besitzthum, sondern in Frau v. Feldern und dem Pfarrer Winterfeld das edele Geschwisterpaar näher kennen zu lernen, deren Einfluß Bertha die im Stillen von ihm bewunderte gänzliche Veränderung ihres Wesens zu verdanken hatte.

Noch im letzten Augenblick des Scheidens nahm der General Feldern an die Seite und sagte: „Lieber Feldern, Ihr Schwager gefällt mir, den kleidet das eiserne Kreuz auf der Brust so recht, als ob es dahin gehört. Auch Bertha scheint große Stücke auf ihn zu halten; das gute Kind wird nicht müde mir zu erzählen, was sie ihm Alles verdankt. Wir sind dadurch beide die Schuldner Ihres Hauses geworden. Aber wo ist er denn, der gute Winterfeld? Ah, da kommt er eben um den See; immer zur rechten Zeit, wie er als ehemaliger braver Lützower es stets gewohnt ist."

Der General sagte dem jetzt herantretenden Pfarrherrn viel Verbindliches und dankte wiederholt für die um seine Tochter übernommene Bemühung. „Doch da ist sie selbst und wird in schönern Worten danken, als ich es vermag." Bertha aber warf sich wieder und wieder an Anna's Brust; es war als könne sie sich von der einzigen Freundin nicht trennen. Die

sonst so Fröhliche war kaum eines Wortes mächtig. Als sie Winterfeld erblickte, reichte sie ihm die Hand. „Tausend Dank, mein theurer Lehrer und Freund, tausend Lebewohl bis zum Wiedersehn!“ flüsterte sie kaum hörbar, als sie nach einem langen Blick in sein großes treues Auge zum Vater in den Wagen stieg.

Das Rollen desselben war kaum verhallt, als Winterfeld raschen Schrittes durch den Park ging und eine Anhöhe im Walde erstieg, wo er zum letzten Male mit Bertha und Anna verweilt, um sich der weiten malerischen Fernsicht während eines klaren Sonnenunterganges zu erfreuen. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Bei einer Biegung um die Waldecke fuhr des Generals Wagen langsam bergan, und Bertha, deren scharfes Auge den einsamen Beobachter auf der bekannten Warte erkannt hatte, wehete ihm mit dem Tuche ein nochmaliges Lebewohl. Winterfeld erwiderte das sympathische Zeichen, bis der Wagen von der Höhe in's jenseitige Thal hinabfuhr, bis nur eine leichte Staubwolke als letzte Spur von ihm übrig blieb. Es war Mittag, als er zu seiner Wohnung zurückkehrte, wo Feldern im Garten bereits auf seine Ankunft gewartet hatte.

Feldern hörte auf mit seinem Stocke Kreise im Sande des Weges zu beschreiben, als Winterfeld durch die Pforte trat. „Bertha's Abreise geht Dir an's Herz,“ begann er rasch sich erhebend; „leugne es nicht, lieber Bruder, daß Du mir heute in ähn-

licher Lage gegenüberstehst, als ich Dir vor nahe zwei Jahren. Ich weiß eben so wohl wie Anna, was Dir jetzt fehlt, und wir wollen beide in geschwisterlicher Liebe dazu thun, daß der Verlust, den Du vor Allen erlitten, kein dauernder bleibt."

„Ich fühle, daß ich Bertha, die fröhliche und doch so verständige, in der ersten Zeit sehr vermissen werde," erwiderte Winterfeld.

„Um sie später wohl zu vergessen," sagte Feldern, dem Schwager lächelnd in's Auge sehend.

„Du weißt, daß ich Niemand vergesse, der mir einmal lieb geworden ist, und so gehört auch die Gräfin Felseck zu denen, welche mir immer theuer bleiben werden."

„Hermann!" entgegnete Feldern, „Deine Stunde ist gekommen. Du hast ein Herz gefunden, ohne danach zu suchen. Erinnerst Du Dich dieser Worte, die Du scherzend aussprachst in der Stunde, als ich mich mit Anna verlobte?"

„Wohl denke ich daran, doch ist es eben nicht erst heute, wo mich der Gedanke an das Schwere, was mir bevorsteht, so ernstlich beschäftigt. Wie dürfte ich es wagen Ansprüche an die Hand einer Gräfin Felseck zu machen, nachdem ein Freiherr die Schwester eines Landpfarrers zur Gattin erwählt! Die Welt würde mit Verachtung auf mich blicken, einen Glücksritter in mir sehen, der sich das günstige Geschick der Schwester zur Nachahmung dienen läßt.

Nein, lieber Bruder. Meine Liebe zu Bertha soll, wie ihr selbst, auch der Welt ein Geheimniß bleiben. Ich will mit aller Kraft gegen das Unmögliche ankämpfen."

„Deine Grundsätze weiß Niemand besser zu würdigen als ich. Aber, was Anna schon länger errathen, ist in letzterer Zeit auch mir zur Gewißheit geworden. Aus der anfänglich für Dich gefühlten Verehrung ist die Liebe zu Dir in Bertha's Herzen erwachsen. Das war natürlich, sobald sie anfing Dich mit den jungen Herren ihrer Bekanntschaft in der Residenz zu vergleichen. Wenn Jene mit ihr plauderten über nichtssagende Dinge und Bertha für ein verzogenes Kind hielten, dessen Erziehung wegen des frühen Todes der Mutter vernachlässigt, das in Ermangelung eines Urtheils eine lebhafte Phantasie und eine seltene Lebendigkeit besitze, da hast Du bald mit ihr über so ernste Dinge gesprochen, als hättest Du eine vielseitig gebildete Dame vor Dir. Es hat einen tiefen wohlthuenden Eindruck auf Bertha gemacht, und so ist sie im aufgehenden Bewußtsein des Vielen, was ihrem Wissen noch fehlte, und im Streben Deine Achtung zu gewinnen, Deine eben so gelehrige als mit Seele und Herz Dir ergebene Schülerin geworden."

„Und wenn ich selbst einräume, lieber Bruder, daß die eben von Dir erwähnten Ursachen Bertha's Achtung für mich zur Folge gehabt, so steht der Er-

füllung der Aussichten, die Deine Liebe zu mir so verlockend eröffnet, wenn weniger die Verschiedenheit des Alters, doch das Standesvorurtheil entgegen. Es könnte sich doch, so entschieden Du es auch jetzt in Abrede stellen möchtest, schon in kürzester Zeit geltend machen. Kannst Du sichere Garantie für ihre diesen Punkt betreffenden Gefühle leisten, wenn sie z. B. als meine Gattin die ersten Briefe aus der Residenz empfing, mit der Adresse «Frau Pfarrerin Winterfeld, geb. Gräfin v. Felseck», woran es übelwollende Jugendfreundinnen, im vollen Bewußtsein ihres uralten, rein erhaltenen adeligen Geschlechts, vielleicht nicht fehlen lassen würden? Nein, Feldern, ich thue keine Schritte. Ich will mein bürgerliches Herz zu zwingen suchen, daß es nicht ferner Gefühlen Raum giebt, die, wenn ich sie gegen Bertha ausspräche, das Glück einer edeln Familie für immer zerstören könnten."

„Mit der Zeit kommt der Rath einen Beschluß zu fassen, von dem mehr als Dein Lebensglück abhängt. Für jetzt erlaube mir nur das Einzige, beim Grafen Felseck, wenn ich demnächst in die Residenz komme, leise zu forschen. Du weißt, er ist seit Alters mein Gönner und ein redlicher Mann. Bertha, deren Wiederkehren im Frühjahre fest zu erwarten, wird nicht anstehen, Anna aus eigenem Antriebe ein Geständniß zu machen, wie es in ihrem Herzen aussieht, nachdem sie alle die glänzenden Win-

terfreuden der Residenz genossen und die neue vornehme Welt kennen gelernt, die der Fürst dort um sich versammelt hat. Anna ist der Meinung, daß Bertha nur durch die unerwartet schnelle Abreise verhindert wurde, über das, wovon ihr Herz in der letzten Zeit bedrückt wurde, Eröffnungen zu machen. Deine edele Schwester aber war zu zart, Bertha's wiederholt über Dich ausgesprochenen Urtheilen die Deutung zu geben, wie sie von derselben erwartet zu sein schien."

„Es werden Monate darüber vergehen, ehe Du in die Residenz kommst," sagte Winterfeld und reichte dem es so wohl mit ihm meinenden Bruder die Hand; „diese Zeit wird vielleicht hinreichen zur reiflichen Ueberlegung, welche Antwort ich Dir gebe."

„Sie wird schon die rechte sein, um unser Aller Glück darauf zu begründen," entgegnete Feldern mit bedeutungsvollem Blick, und die beiden Freunde schieden unter dem gegenseitigen Versprechen, vorläufig jede Aeußerung über Winterfeld's Herzensangelegenheit in Anna's Gegenwart zu vermeiden. — —

Der Frühling war wieder ins Land gekommen. Es war nicht das hektische Erblühen und fast herbstliche Hinsterben, wie man ihn in unsren letzten Jahren gesehen. Die Natur prangte diesmal in einer so allgemein lebendigen Blüthenpracht und Fülle, daß es auch in den Herzen älterer Menschen noch einmal fröhlich aufblühete fast wie in ihren jüngern Jahren.

Auch Bertha war mit dem Frühlinge wiedergekommen. Prangend wie eine halberschlossene Rose diente sie wieder zur Zierde des Augustenauer Schlosses. Schon eine Woche vorher hatten die ersten Nachtigallen auch die nahe Ankunft der Ersehnten verkündet und Winterfeld's Herz bald mit süßen bald mit bangen Ahnungen erfüllt, wenn er auf seinen Spaziergängen am späten Abend den Tönen lauschte, die ihm oft wie der Wiederklang aus dem eigenen Innern erschienen.

Das schillernde Leben in der großen Stadt hatte in Bertha's Auftreten keine Veränderung hervorgebracht. Wohl aber hatten die schönen Körperformen eine höhere Vollendung erreicht. Ein milder Ernst auf der edelen Stirn, die Festigkeit des Charakters andeutend, der bei nicht gewöhnlichen Frauen unter richtiger Leitung später an die Stelle des Muthwillens tritt, ohne deshalb die Heiterkeit der Seele zu trüben, erhöhte den günstigen Eindruck, den Bertha's liebliche Erscheinung hervorrief.

Anna erkannte aus dem freudestrahlenden Blick, womit Bertha Winterfeld zum ersten Male begrüßte, daß es für Bertha nur eine große Liebe auf der Welt gab, und daß ihr Herz und Verstand über den Gegenstand derselben mit sich im Klaren seien. Dagegen sprach sich in Winterfeld's Zügen, in dem häufigen Wechsel der Gesichtsfarbe, während er nach den Worten suchte, um der Herzlichkeit, womit er Bertha

willkommen hieß, den rechten Ausdruck zu verleihen, der innere Kampf aus, mit dem er seiner Gefühle Herr zu bleiben schwer rang, wie in früherer Zeit. Bertha führte Winterfeld zu einem Sitze am Fenster, von wo man einzelne Stellen im Park und auf einer Waldeshöhe die Felsgebilde übersehen konnte, wo er so manche Stunde mit seiner schönen Schülerin lehrend und selbst lernend verweilt hatte. Die Erinnerungen, von denen jede einzelne neues Leben gewinnend vor seine Seele traten, würden doch endlich den Sieg davon getragen haben über alle seine großen Vorsätze. Aber die Scene erlitt plötzlich eine Verwandlung durch Feldern's Eintritt, der, ein Schreiben in der Hand, seine Berufung in die Residenz anzeigte. Die Unterhaltung wurde jetzt eine allgemeine, und der Rest des Tages verging unter Bertha's Erzählung ihrer kleinen Erlebnisse in der Stadt. Die nächsten Tage waren zum großen Theil durch die Vorbereitungen zur Reise und durch die während Feldern's Abwesenheit nothwendig werdenden Anordnungen beansprucht. Vollständig war die Familie gewöhnlich nur Abends zusammen. Dann belebte die altgewohnte Heiterkeit den kleinen Kreis. Doch traten auch Momente ein, in denen sich eine gewisse Feierlichkeit bemerkbar machte, wie sie manche Menschen wohl ergreift wie in einer dunkeln Vorahnung ihnen nahe bevorstehender wichtiger Ereignisse. —

Der Vorabend des von Feldern zur Abreise be-

stimmten Tages war gekommen. An das Herz des theuren Mannes geschmiegt, hatte Anna ihm am Morgen die süße Hoffnung verkündigt, die Feldern's heißestem Wunsche Erfüllung verhieß; sein eheliches Glück hatte dadurch den Gipfel erreicht. Ein bisher noch unbekanntes heiliges Gefühl hatte das Gesicht der schönen Frau verklärt, als sie bei herannahendem Abend mit gefalteten Händen, Bertha gegenüber, am offenen Fenster in die duftende Landschaft blickte. „O, komm, liebe Anna," rief Bertha rasch aufstehend, „laß uns hinausgehen in das duftende Blüthenparadies, die wunderreiche Naturpracht ist dazu geschaffen sie im Freien zu genießen, nicht, sie weitab nur aus den Fenstern zu betrachten."

Anna war gern bereit dazu. Strahlte ihr doch selbst heute die Welt in einem viel schönern Lichte als je zuvor. — Bald hatten die beiden Freundinnen einen schönen Platz im Parke erreicht, wo außer dem Plätschern eines kleinen Wasserfalles die sie umgebende Stille durch nichts gestört wurde. Stumm waren Beider Blicke eine kurze Zeit der sinkenden Sonne gefolgt, als Bertha zu Anna hingeneigt die Worte flüsterte: „O theuere Anna, seitdem ich weiß, daß Feldern in der Kürze meinen Vater sieht, drängt es mich Dir endlich das Geständniß meiner Liebe zu Deinem Bruder Hermann abzulegen. Ich weiß, daß meine Liebe zu dem herrlichen Manne Dir kein Geheimniß ist. Ich habe es aus den theilnehmenden

Blicken gelesen, selbst aus mancher leisen Andeutung die tröstend mein geängstigtes Herz immer wieder mit Hoffnungen erfüllte, wenn es den Zweifeln an seiner Liebe zu unterliegen drohete."

Während Bertha in ihren weitern Mittheilungen Anna nichts Neues sagte, jubelte sie fast laut auf, als Anna ihr mit Hand und Mund versicherte, daß ihre Liebe in demselben Maße von ihrem Bruder erwidert würde.

„Die Reinheit seiner Liebe aber," setzte Anna betonend hinzu „magst Du aus seiner Zurückhaltung erkennen, die in der Beachtung der Standesverhältnisse ihren wesentlichen Grund hat."

„O, er ist stolz! das habe ich mir immer gedacht; doch ich ehre diesen Stolz an einem Manne wie Dein Bruder," entgegnete Bertha und fügte hinzu: „Ich habe mich jetzt ausgesprochen, liebe Anna! Nachdem ich Dir mein Herz offen da rgelegt habe fühle ich mich im Geiste auch Deinem Bruder Hermann um Vieles näher gerückt. Im Uebrigen lege ich meine Zukunft in Gottes Hand und in den Schutz Deines herrlichen Feldern. Wie vor Gott, so habe ich jetzt vor Dir, vor Deinem Manne, selbst vor Deinem Bruder kein Geheimniß mehr. Eurem Urtheile gebe ich anheim, ob Ihr, wie Ihr mich kennen gelernt habt, mich Hermann's Liebe für würdig erachtet."

„Sieh, auch Du, meine liebe theure Bertha, bist

vomStolz nicht frei. Doch Dein Stolz liegt hier in der Demuth, wie sie uns Frauen zur Zierde gereicht.“

Leichteren Herzens als sie gekommen waren, Bertha mit strahlenden Auge, kehrten die Frauen ins Schloß zurück, um Feldern und Winterfeld am Abendtisch zu erwarten.

Während die Frauen im Park sich befanden, war Feldern nach dem Pfarrhause gegangen, wo er Winterfeld, wie gewöhnlich um diese Zeit, unter seinen Blumen fand, die unter seiner pflegenden Hand an Duft und Farbenpracht denen in Feldern's Gewächshäusern wenig nachstanden.

„Lieber Hermann, ich komme in der letzten Stunde die Antwort zu holen, die Du mir vor sechs Monaten unter Verhältnissen, wie sie jetzt eingetreten sind, zu geben versprachst. Ich vermag nicht länger als unthätiger Zuschauer die Qual von zwei Herzen anzusehen, die sich in Sehnsucht verzehren. Längst hat heiße Sehnsucht Dich erfüllt, Dein Herz an ein gleichgesinntes zu legen, und jetzt, wo es sich Dir darbietet, fliehst Du es. Bedenke, es steht das Heil zweier Leben auf dem Spiel, die mir und Anna gleich theuer sind! Was soll ich dem Grafen Felseck sagen?“

„Wenn Du willst, nichts!“ entgegnete Winterfeld ernst. „Ich habe ihm bereits geschrieben. Von

seiner Antwort hängt das Geständniß ab, welches ich Bertha nicht einen Augenblick vorenthalten werde, und wäre es meine Entsagung auf jegliches Erdenglück. — In meinem Schreiben," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „glaubte ich den rechten Weg gefunden; es liegt die Antwort darin, die ich Dir vor sechs Monaten versprach. Bertha's Geschick und das meine ruhen jetzt in der Hand Dessen, der mir vor vielen Jahren wie im Kampfe so im Siege schirmend zur Seite stand."

„Auch ich erkenne den Weg als den rechten, den Du, mein theurer Bruder, hier erwählt hast," entgegnete Feldern, „und so hoffe ich selbst zu Gott, daß er Alles zum glücklichen Ende führen wird. Und nun hinüber zu unsern Lieben, die uns vermissen werden, da sie um diese Zeit und besonders am heutigen Abend ein Anrecht auf unsere Gesellschaft haben."

Als sie im Schlosse ankamen, war die Tafel, heute als Festtafel, bereits arrangirt. Außer dem Oberinspector waren auch der Oberförster und die Assistenten des erstern geladen. Feldern liebte es als guter Hausherr, alle die Seinigen am Tage vorher, ehe er eine längere Reise antrat, bei einem frohen Male um sich zu versammeln. Die Unterhaltung ward lebendig, als der gute Wein des Schloßherrn den gewohnten Frohsinn wieder rege machte. Es fehlte nicht an Toasten, von denen besonders einer, der vom Oberförster in seiner jovialen Heiterkeit aus-

gebracht wurde: „Jungfer Wachsmuth!" — eine scherzhafte Bezeichnung für das Gedeihen der Forsten — Bertha's Beifall in dem Grade erregte, daß sie dem Liebhaber der Jungfer Wachsmuth eine wahrhaft poetische Gesundheit ausbrachte. Es lag in Feldern's Absicht, daß am heutigen Abend nirgends ein trüber Gedanke sich einnisten sollte, und er hatte sie, als die Gesellschaft sich um Mitternacht trennte, so vollkommen erreicht, daß, wenn auch nicht Worte, doch die Blicke der Liebenden, als sie von einander schieden, es aussprachen: Hoffnung, die schöne Himmelstochter, hat noch niemand verlassen, der ihr vertraut! — —. —

Am Tage nach seiner Ankunft in der Residenz wurde Feldern zu einer Privataudienz beim Fürsten befohlen. Der Herzog sprach in anerkennenden Worten sein Wohlgefallen über Feldern's bisherige landräthliche Amtsführung aus und belobte die Umsicht, mit welcher er sich bei dem Aufstande längs der Grenze seines entlegenen enclavirten Kreises benommen. „Die Taktik des frühern Militärs sprach sich überall aus bei den von Ihnen getroffenen Anordnungen," sagte er lächelnd, „aber auch Menschenkenntniß und Humanität ging aus Ihren Berichten hervor. Ich habe sie mit Vergnügen gelesen," sagte der Fürst. „Noch größere Genugthuung hat mir die anhergegangne Anerkennung gewährt, welche die Regierung des Nachbarstaates Ihren Anordnungen zu zol-

len sich gemüßigt gesehen. Was Sie allerletzt dem Freiherrn v. Trobisch geleistet, ist mehr eine Privatsache; aber es ist mir daraus nicht unbekannt geblieben, wie Sie bemüht gewesen, die schwere Lehre, die den alten Herrn betroffen, bei ihm zu einer für ihn segenbringenden Anerkennung zu bringen."

Bei diesen Worten nahm der Fürst von einem Pfeilertische ein kleines reich mit Gold verziertes Ebenholzkästchen, öffnete es und nahm ein mit Brillanten verziertes, emaillirtes Verdienst-Kreuz heraus, welches er Feldern selbst auf der Brust befestigte. „Es ist der neue Orden, den ich erst kürzlich «für wahres Verdienst» gestiftet habe. So lautet seine Devise. Ich halte Sie dessen würdig," sagte der Herzog, und fügte unter einem leichten Lächeln hinzu: „somit hat Ihre frühere Ansicht über die Orden den Grund verloren."

Als Feldern sich für die Gnade dankend ehrerbietig verbeugte, deutete der Fürst auf ein kostbar gefaßtes Miniaturgemälde, welches auf rothem Sammt aus dem untern Theil des Kästchens hervorschimmerte. „Die Herzogin hat dies ihr Bild Ihrer Gemahlin bestimmt," sagte der Fürst, indem er das Kästchen Feldern entgegenhielt, der in stummer Ueberraschung auf den wohlgetroffenen Zügen der schönen hohen Frau verweilte — „wir wissen, was auch Ihre treffliche Gattin geleistet, seitdem sie mit Ihnen gemeinsam nicht allein Augustenau, sondern die Umgegend

zum Gegenstand ihrer umsichtigen Wohlthätigkeit gemacht. Den Dank behielt sich meine Gemahlin vor, wenn irgend eine Gelegenheit Ihre Frau zu uns hierher führt. Es ist ihr Wunsch, eine Besprechung mit derselben zu haben über die Einrichtungszwecke mäßiger Wohlthätigkeitsanstalten zuvörderst in Ihrem Kreise. Als der Fürst geendigt, wußte Feldern nicht, welche Auszeichnung er höher anschlagen sollte, ob die ihm oder die seiner Anna von höchster Hand gewährten Ehren. Wortlos hatte er einige Augenblicke seinem Fürsten gegenüber gestanden, als dieser, die in Feldern's Innern vorgehende Bewegung bemerkend, die Hand auf seine Schulter legte und mit seiner wohlwollenden Stimme die beruhigenden Worte sprach: „Erkennen Sie hier die Wahrheit des Spruches: «Wie die Saat, so die Ernte!» Fahren Sie fort als treuer Diener mit Ihrem Beispiele voran zu gehen; an meiner Unterstützung bei guten Werken soll es nicht fehlen." Feldern verneigte sich tief und verließ von ehrfurchtsvoller Achtung für den Landesherrn durchdrungen das Cabinet, in dem wohl eine lange Reihe von Jahren so vertrauenerweckende Worte von einem Fürsten nicht gesprochen, so humane Beschlüsse nicht unterzeichnet waren, als in der kurzen Zeit, die nach dem Regierungsantritt des Herzogs verflossen war. — — — —

Die Geschäfte der Conferenzen, zu denen Feldern in die Hauptstadt berufen war, nahmen seine

Zeit so sehr in Anspruch, daß er erst am dritten Tage bei dem Grafen Felseck einen längeren Besuch abstatten konnte, nach dem er sich sehnte. Als er nach vorangegangener Meldung dem ihn aus dem Vorzimmer zu den inneren Gemächern führenden Diener folgte, empfing ihn der General schon an der geöffneten Thür. „Willkommen, lieber Feldern! Ich habe Ihre Ankunft schon aus dem Rapporte erfahren, weiß aber, daß Sie viel hier zu thun haben, weiß Alles, auch die Anerkennung, die Ihnen von Seiten unsers gnädigsten Herrn zu Theil geworden" — dabei deutete er auf den Orden — „gratulire von Herzen, Sie tragen mit Ehren den Orden «für wahres Verdienst»! Doch setzen wir uns. Erzählen Sie mir wie es zu Hause geht. Ich habe auch einen Brief von Ihrem Schwager, hat mich frappirt, wollte ihn nicht beantworten, ehe ich zuvor mit Ihnen gesprochen."

„Excellenz!" nahm jetzt Feldern das Wort, „bei Ihren geläuterten Lebensansichten darf ich, wenn ich das Wort für meinen Schwager ergreife, nicht voranschicken, daß die Zeiten sich anders gestaltet haben, als sie zu Lebzeiten unserer Vorfahren bestanden. Verdienst verleiht heute dem Adel gegenüber die Ebenbürtigkeit und ersetzt, was am Stammbaume abgeht." — — —

„Ja, ich weiß schon, wo Sie hinauswollen," unterbrach der General, „Sie meinen, daß es nicht mehr



zu den Seltenheiten gehört, wenn ein Graf eine Sängerin heirathet, oder ein adeliges Fräulein sich einem Schauspieler vermählt. Das wird sich noch öfter wiederholen in unserer nivellirenden Zeit. Gescheidtes ist nie Viel dabei herausgekommen; solche Ehen haben immer nur kurze Dauer gehabt, weil, wie bei den Künstlern, so bei den ihnen geneigten Frauen die Phantasie über den Kopf die Herrschaft übt. Nein! nimmer würde ich mein Kind einem solchen Genie anvertrauen, und wäre er schön wie Apoll. Dafür lieber einen ehrenhaften, dabei schmucken Pfarrherrn, wie der Winterfeld einer ist mit dem eisernen Kreuz auf der männlichen Brust. Ich achte in Ihrem Schwager nicht blos den Gelehrten, sondern den tapferen Krieger, der sich seine schweren Wunden im Kampf für das Vaterland, und für seine Tapferkeit den ehrenvollsten Orden, den es giebt, verdient hat."

„Mein Schwager ist ein Ehrenmann im vollen Sinne des Wortes, der meine Achtung schon in Heidelberg besaß, ehe ich eine Ahnung davon hatte, ihm durch meine liebe Anna so nahe verwandt zu werden."

„Ja, Ihre Frau ist das Muster einer Frau. Keine in der Residenz, die sich mit ihr so leicht messen würde an Schönheit und den edelsten weiblichen Tugenden. Drum halte ich auch auf Winterfeld große Stücke, und die wunderbar schnelle Ausbildung Bertha's bei ihrem früheren so geringen Wissen hat ihm meine besondere Achtung erworben.

Aber wie steht's, Feldern, hat sich Winterfeld gegen meine Tochter schon ausgesprochen?"

„Daß er es in Achtung der Verhältnisse nicht gethan, daß er zuerst Ew. Excellenz von seiner Liebe in Kenntniß gesetzt, das wird ihn in Ihrer Meinung um so mehr erhöhen, da er schon seit einem halben Jahre zwischen Pflicht und Liebe einen sehr schweren Kampf gekämpft hat."

Der General erhob sich und schritt mit gekreuzten Armen einige Male langsam durch das Zimmer, sprach leise mit sich selbst und ging wieder, doch immer rascher auf und ab. Dann stellte er sich Feldern gegenüber und legte die Hand auf seinen Arm.

„Wenn meine Selige noch lebte," sagte er in ernstem Tone, „würdet Ihr Alle in Augustenau, zunächst Bertha, einen sehr harten Stand haben. Sie entstammte dem altgräflichen Geschlecht der Wulferode. Eine ihrer Schwestern war mit dem Fürsten Dachenheim vermählt. Streng hielt sie auf ebenbürtige Vermählung. Hatte wohl etwas für sich; oft aber auch brachen die Herzen unter dem Zwange der Convenienz. — Es ist eine ernste Sache, lieber Feldern; sie will ernstlich von meiner Seite überlegt sein. Drum kann ich Ihnen auch mein Jawort so mir nichts dir nichts auf den Heimweg nicht mitgeben. Meine Bertha ist wohl aufgehoben in der edeln Familie v. Feldern; ich will sie nicht gleich wieder von dort wegholen. Aber ich folge Ihnen in einigen Wochen,

und dann — Sie wissen, habe ich einmal überlegt, bin ich kurz im Entschluß — dann sage ich ohne Umschweife Ja oder Nein."

Bei der Kenntniß von des Generals ehrenwerthem Charakter glaubte Feldern diesem Ausspruch soviel entnehmen zu können, daß das Schicksal der Liebenden, wenn auch nicht in allernächster, doch auch in nicht zu ferner Zeit ihren Wünschen entsprechend sich gestalten würde. Frohen Herzens, mit höchster Befriedigung über den Ausgang, den die Geschäfte genommen, zu denen er in die Hauptstadt berufen war, trat er einen Tag später die Rückreise an. —

Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß Anna, die nur im Wohlergehen, im Glücke ihres Gemahles das eigene Glück fühlte, hocherfreut war, als Feldern über die ertheilte Ehrenbezeigung Mittheilung machte. Dagegen war sie keines Wortes mächtig, als er außer den Insignien des aus den Händen des Fürsten empfangenen Verdienstordens auch das schimmernde Medaillon mit dem Bildniß der fürstlichen Gemahlin aus dem eleganten Kästchen hervornahm und ihr Zweck und Bedeutung desselben erklärte. Unter hohem Erröthen neigte sie sich demüthig auf ein Knie, als Feldern das an goldner Kette befestigte Bild im Namen der hohen Geberin um Anna's weiße Schulter legte.

„Wir wollen diese Zeichen fürstlicher Huld zu verdienen bemüht sein, rastlos fortgehen auf der im

innigen Verein von uns betretenen Bahn," sprach Feldern bewegt, und küßte seiner schönen Gattin die Thränen hinweg, die unaufhaltsam ihren Augen entperlten. „Gott wird uns ferner helfen, er wird uns Allen helfen," sagte er Bertha die Hand reichend, die keines Wortes mächtig Zeuge dieser Scene gewesen war.

„Und der Vater?" wagte sie endlich kaum hörbar zu fragen.

„Er ist wohl auf, grüßt Sie herzlich und wünscht, daß es Ihnen noch ferner bei uns gefalle. Er freut sich immer, wenn er von Ihnen und uns Andern gute Nachrichten hört."

Bertha nickte und lächelte fast auch unter Thränen, dann verließ sie das Zimmer, sie mußte allein mit sich sein.

Später theilte Feldern Anna und Winterfeld die Gründe mit, die ihn nach der mit dem Generale gehabten Unterredung zu den schönsten Hoffnungen für die Liebenden berechtigten. —

Die Antwort, welche Winterfeld an einem der nächsten Tage vom Grafen Felseck erhielt, besagte kurz, daß er mit Herrn v. Feldern gesprochen, und jetzt wegen einer Entscheidung mit sich zu Rath gehe. Am Schlusse hieß es: „Bitte jedoch Ew. Hochehrwürden nicht zu viel davon zu hoffen, damit bei Ihren Erwartungen etwaige Täuschung nicht um so bitterer wird! Es bleibt noch Vieles zu erledigen,

ehe ich reisen kann. Aber ich komme bald, um Ihnen persönlich zu sagen, daß ich mit aller Hochachtung stets bleiben werde

Ihr ergebener
Graf W. v. Felseck."

Graf Felseck war ein gerader, rechtschaffner Herr, ein tüchtiger General seiner Zeit und mit manchen guten Eigenschaften begabt. Mit Glücksgütern aber war er vom Schicksal um so spärlicher bedacht. Als jüngerer Sohn einer zahlreichen Familie mußte er sich begnügen mit einer geringen jährlichen Apanage, die jetzt neben der Generalsgage eben hinreichte, die Ehre seines Standes und Hauses aufrecht zu erhalten. Ein begüterter Adel war nur spärlich im Lande vertreten. Schon gehörte es nicht mehr zu den Seltenheiten, daß adelige Beamte und Officiere nach reichen Erbinnen bürgerlichen Herkommens aussahen, um den Anforderungen des Standes und des in der häuslichen Einrichtung zunehmenden Luxus genügen zu können. Von den einzelnen Standesgenossen, welche sich als Bewerber um Bertha's Hand präsentirt hatten, war ihr der Eine zu alt und zu geckenhaft, der Andere so hochfahrend und dünkelhaft auf die eben erlangte Hofcharge vorgekommen, daß Graf Felseck in Uebereinstimmung mit seinem Liebling, der nicht geneigt war, den stolzen Nacken so ohne Weiteres dem Ehejoche zu beugen, in den allerhöflichsten Worten die ferneren Bemühungen der

Freier verbat. Beim Vater zu bleiben war ihr einziger Wunsch, und es war deshalb nicht selten, daß sie sich in ihrem Muthwillen selbst in größern Gesellschaften verleiten ließ, dem Ehestand für alle Zeiten den Krieg zu erklären.

Daß das nicht so fortgehen durfte, sah der General allmählich wohl ein, mit Freuden ergriff er daher das Anerbieten der Frau v. Feldern, Bertha auf längere Zeit mit sich zu nehmen. Er hatte bald erkannt, daß, wenn nicht Feldern's Gattin in ihrer geistigen Ueberlegenheit, keine andere je im Stande sein würde, den Gedanken seines verhätschelten Lieblingskindes eine andere Richtung zu geben.

Bertha war gegen Ende des verflossenen Jahres mit ihm in die Residenz zurückgekehrt. Aus dem muthwilligen Mädchen war eine ernste, verständige Dame geworden, die durch ihre sinnige Unterhaltung überall gefiel. War es ein Wunder, wenn der Vater mehr als je seine Freude hatte an der äußerlich so schönen, aber auch in ihrem innern Wesen so veredelten Tochter? Eben so wenig aber konnte es dem alten Herrn auffallen, wenn nach den Vorgängen der letzten Tage seine Begriffe sich oft verwirrten, sobald er darüber nachdachte, daß seine Bertha, die zwar immer noch Heitere, dabei aber über alle Verhältnisse des Lebens so ruhig Urtheilende, mit einem Herzen zurückgekehrt war, das von innigster Liebe zu einem Manne erfüllt war, der eben nur ein Landprediger

war; daß sie kein anderes Glück auf Erden begehrte, als seine Gattin zu werden. Winterfeld, im kräftigsten Mannesalter, war ein schöner Mann, davon hatte ihn der Augenschein überzeugt. Daß er ein guter, ein gelehrter Mann war, hatte er aus der geistigen Ausbildung erkannt, die ihm Bertha verdankte. Daß die Stelle eines Pfarrherrn wegen des hinzugekommenen Filials, bei eigenem Vermögen, eine mehr als ausreichende Einnahme gewähre, hatte er von Feldern erfahren. Bertha liebte Winterfeld, und der Vater — wollte sein einziges Kind glücklich sehen. Aber — Winterfeld war ein Landprediger, gehörte einem Stande an, dessen Ansichten mit denen des Kriegerstandes fast immer im Widerspruch stehen. Das und viel Anderes ging dem alten Herrn im Kopfe herum, wenn er sich Tage lang über den zu fassenden Entschluß abquälte. Dabei schwebte ihm wieder auch Winterfeld's Name vor, an den großen Feldherrn erinnernd, der dem großen Könige so manche seiner Schlachten gewinnen half, und wieder das eiserne Kreuz, das er durch seine Tapferkeit in mehr als einem blutigen Kampfe errungen, etwas, das bei dem alten Schlachtengeneral zu Winterfeld's Gunsten ein Bedeutendes in die Wage legte.

Unter den mannigfaltigsten, oft sich ganz widersprechenden Plänen und Gedanken war dem General eine sehr aufregende Woche vergangen, als er eines Tages von einer beim Herzoge gehabten längern

Audienz zurückkehrte. Noch ehe er Hut und Degen ablegte, ertheilte er seinem alten Leibdiener den kurzen Befehl, alles Nöthige zu einer in den nächsten Tagen anzutretenden Reise in Bereitschaft zu setzen. An Winterfeld ließ er in einem kurzen Schreiben das Ersuchen ergehen, an einem bestimmten Tage auf der letzten Poststation vor Augustenau seine Ankunft zu erwarten. „Die Ihnen zu machenden Mittheilungen sind besonderer Art, und ich möchte erst mit Ihnen im Reinen sein, ehe ich unsere Leute in Augustenau etwa durch meine unerwartete Ankunft in zu großes Erstaunen setze.“

Vergebens versuchte Winterfeld, sich den mystischen Inhalt dieses Schreibens klar zu machen. Er konnte den Zeilen weder Hoffnung für seine Wünsche, noch das Gegentheil entnehmen. Ob Feldern von dem erhaltenen Briefe in Kenntniß setzen, ob nicht, blieb er längere Zeit unschlüssig. Endlich entschied er sich für das Letztere, um dem Grafen Felseck dadurch einen Beweis des unbedingten Vertrauens zu geben. Unter dem Vorgeben in Amtsgeschäften eins seiner Filialdörfer zu besuchen, wie das nicht selten geschah, fuhr er an dem vom Grafen ihm bestimmten Tage geraden Weges nach der bezeichneten Station.

Es war um Mittag, als der General am Posthause vorfuhr. Winterfeld eilte zu seinem Empfange an den Schlag.

„Sieh da, das nenne ich pünktlich, Herr Pfarrer;

daran erkennt man den alten Soldaten!“ rief der General ihm die Hand reichend. „Nun treten wir ein,“ fuhr er fort, „Sie haben doch wohl ein Zimmerchen für sich?“

Nachdem Winterfeld sich bejahend verbeugt, machte er den Führer zu einer freundlichen Stube, mit der Aussicht in den Garten, wo die meisten Kinder der Jahreszeit im vollsten Flor standen.

„Das ist ja allerliebst hier,“ rief der General sich umschauend, „man sieht, Sie suchen es sich allenthalben möglichst so schön aus, wie Sie es bei sich zu Hause haben.“

Zu dem nachfolgenden Diener sagte er: „So, Friedrich, setze Flaschen und Gläser auf den Tisch, besorge ein gutes Mittagsessen und hab' Acht, daß wir ungestört bleiben.“

Nachdem der General die Gläser mit einem perlenden Schaumwein gefüllt, stieß er an Winterfeld's Römer, mit dem Wunsche „auf gute Zeit!“

Dann winkte er dem Pfarrherrn, neben sich Platz zu nehmen, und recht freundlichen Blicks, aber mit dem Tone eines commandirenden Generals redete er ihn an: „Wären Sie im Dienst geblieben, Herr Pfarrer Winterfeld, dann wären Sie als einer der ältesten Ritter des eisernen Kreuzes und nach der Anciennetät allermindestens Major. Das ist jetzt freilich anders; doch giebt es auch in ihrem jetzigen Stande Gelegenheit zum Avancement. Mit diesem“

— dabei entnahm er der Brusttasche des geöffneten Uniformrocks ein großes gefaltetes Papier — „sind Sie von Sr. Hoheit, unserm gnädigsten Herzoge, zum Kirchenrathe ernannt, und ich, General Graf Wilhelm v. Felseck, ernenne Sie, meinen ehemaligen würdigen Kriegscameraden, zu meinem Schwiegersohn. Sind Sie zufrieden, Herr Kirchenrath, mit diesen beiden Avancements?"

Stumm, keines Wortes zum Dank mächtig, hatte sich Winterfeld bei den letzten Worten erhoben. Das hingenommene Diplom zitterte in der Hand des sonst so kräftigen Mannes, bis der General, ihn zweimal herzhaft küssend, lächelnd sagte: „Ihnen ergeht es ja wie jenem Kanonier, der, nachdem er sein schwerstes Geschütz lange gerichtet und endlich abgebrannt hatte, lautlos seinem Officier mit dem Wischer die Stelle bezeichnete, wo sein Kernschuß getroffen, weil der Luftdruck ihm für einige Zeit die Stimme genommen. Abgemacht! Jetzt zu Tische in die Gaststube, dann vorwärts; es wird nicht weit vom Abend sein, wenn wir Augustenau erreicht haben." — — —

Nach dem Willen des Generals mußte der Postillon die letzte Wegstrecke langsamer fahren. Erst mit der Dämmerung wollte er im Quartier eintreffen, wie er es früher gewohnt war, erst durch seine Ankunft den Wirth überraschen und dann bald möglichst auf guten Fuß sich mit ihm stellen.

Hier und da brannte schon Licht in den Häusern,

als der Reisewagen durch die lange Gasse rollte. War man dergleichen auch schon gewohnt, seitdem der Ort auf Feldern's Veranlassung zum Stationsorte erhoben war, so waren die Schloßbewohner doch nicht wenig überrascht, als der Wagen mit Vieren unter lustigem Schmettern des Posthorns in das Thor einbog und am Fuß der Freitreppe Halt machte. Im nächsten Augenblick waren fast sämmtliche Fenster erleuchtet, und Feldern eilte hinab, die unerwarteten Gäste zu empfangen.

„Da bin ich," rief der General aus dem Wagen, sobald er Feldern erblickte, „ich und mein Adjutant. Haben Sie Quartier für uns, lieber Feldern?"

Während dieser Rede war der Graf aus dem Wagen gestiegen, und Winterfeld, der ihm folgte, reichte seinem Schwager die Hand. Aus ihrem Druck glaubte dieser von einem Theile des Räthsels schon die Auflösung zu haben.

Im nächsten Augenblick flog Bertha, welche des Vaters Stimme erkannt hatte, die Stufen herab und warf sich dem Grafen mit dem Ausrufe: „Vater, mein theurer Vater!" in die Arme.

„Liebes Kind! bitte nur um einige Augenblicke ruhiges Gehör, und dann küsse mich, so viel wie Du willst, oder am Ende wohl gar nicht!"

Indessen hatte sich Winterfeld der Gruppe genähert, sein Auge strahlte, hoch auf schlug ihm das Herz.

„Indem ich Dir hier einen sehr würdigen Kirchenrath unseres Landes vorstelle, gieb mir kurze Antwort, liebe Bertha, auf die Frage, ob er Dir eben so lieb ist, als der gute Pfarrer von Augustenau?"

„Vater! o mein theurer Vater!" rief Bertha laut jubelnd, doch im andern Augenblick sank sie zu des Grafen Füßen und die Hände zu ihm erhebend, flüsterte sie kaum vernehmbar: „O wie danke ich Dir, daß Du meine heiligsten Gefühle verstanden, daß Du das Glück Deines Kindes — —" Bertha vermochte nicht weiter zu sprechen, ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme.

Der General erhob sie in tiefer Bewegung und zog den Liebling an seine Brust.

Als die Familie sich im großen Saale wieder zusammengefunden hatte, nahm Graf Felseck Winterfeld's Hand, um ihn in gehöriger Form als seinen künftigen Schwiegersohn vorzustellen. „Einen ebenbürtigern Schwiegersohn, als den Herrn Kirchenrath hier mit dem eisernen Kreuz, vermochte ich nicht zu finden," sagte er lächelnd und fügte hinzu: „der Consistorialrath wird denn auch wohl nicht lange mehr ausbleiben. Dann aber ist für mich die Zeit gekommen, den Dienst zu verlassen, und für Euch, meine Kinder, bei mir den Dienst anzutreten. Bis dahin aber bleibt Ihr noch hier in Augustenau, um denen das Leben zu verschönern, denen Ihr doch, genau besehen, Eures Lebens Glück zu verdanken habt."

„Herr Ritter Winterfeld," dabei vereinigte er dessen Hand mit der seiner Tochter, „unsere Expedition, denke ich, hat einen guten Ausgang genommen. Jetzt in die Quartiere, mag Feldern nun das Seinige thun, um uns zu beweisen, daß wir Beide ihm auch willkommene Gäste sind!"

Wüstemark.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

Der Herbstwind strich von den Uferdämmen her, welche die fruchtbare Niederung gegen Ueberfluthungen des mächtigen Flusses schützen. Es war ein kalter unfreundlicher Abend, die Sonne mußte zwar noch am Himmel stehen, aber kein Strahl vermochte die Wolken zu durchbrechen, welche in grauer Einförmigkeit den ganzen Himmel überzogen hatten. Auf dem Landwege, der sich mit endlosen Krümmungen durch die vielfach umfriedeten Ackerstücke und die einzelnen Wasserstellen zog, bewegte sich in dem schweren Boden, der, vom anhaltenden Regen der letzten Tage aufgeweicht, kein rasches Fortkommen gestattete, ein offener Wagen, mit drei Postpferden bespannt. Der Postillon hatte die Ungeduld des Reisenden, den er fuhr, schon mehrmals durch einen Hinweis auf seine im Schritt schwitzenden Thiere, die sich mühsam durch den zähen Lehm arbeiteten, zu beschwichtigen gesucht, er hatte sogar dem Anerbieten doppelten Trinkgeldes widerstanden, jetzt dachte er den Fremden durch akustische Versuche auf seinem Horn zu besänftigen, die aber, weil sie abscheulich mißlangen, nur seinen Zorn reizten, so daß er ihm aufzuhören befahl. —

„Wir werden bald da sein!" tröstete der Postillon. „Das schöne Schloß dort zwischen den hohen Pappeln ist Remsleben, das gehört dem Herrn von Arneburg — dann sehen Sie links auf dem Berge die Kirche, die gehört schon zu Wüstemark, von da fahren wir höchstens noch eine halbe Stunde."

„Dort müssen wir vorbei?" rief der Reisende. „Die Kirche liegt ja auf Kanonenschußweite — gezogene sogar, links ab von unserer Richtung! Und einen Berg nennt Ihr diesen Maulwurfshügel?"

„Er heißt doch der Klosterberg," erwiderte der Postillon, über die Geringschätzung der einzigen Höhe seiner Gegend verwundert. „Vorbei müssen wir freilich, der Weg ist einmal so gelegt, man kann den Leuten doch nicht über den Acker fahren, und vor uns fließt die Schwinge, da wären wenigstens fünf Brücken und was für ein Damm nöthig gewesen."

„Die Kirche gehört zu Wüstemark?" fragte der Reisende. „Dehnt sich das Dorf denn eine halbe Stunde aus oder liegt sie soweit davon?"

„Vier Dörfer sind dazu eingepfarrt, darum ist sie gerade in die Mitte gebaut, Kirche und Pfarrhof. Es ist heut' eine Braut d'rin; Verlobung heute."

„So!" versetzte der Reisende gleichgültig. „Pastor's Mine heirathet einen Candidaten, der einmal die Stelle hier bekommen soll. Die alte Geschichte!"

„O nein, gnädiger Herr! Sie heißt Käthchen und heirathet weit weg einen reichen Herrn Professor."

„Käthchen von Wüstemark! Das klingt schon besser. Warum nicht Lorle, wenn's doch eine Frau Professorin geben soll?"

Der Postillon, der halb umgewendet auf seinem Sitze das Gespräch mit dem Reisenden führte, sah ihn dumm lächelnd an, denn er verstand ihn nicht.

„So finde ich am Ende Herrn von Ingenheim nicht zu Hause," fuhr der Fremde fort. „Als Kirchenpatron wird er doch von seinem Pastor zum Brautfeste eingeladen sein."

„Conträr, gnädiger Herr. Die sehen sich nicht anders als in der Kirche, obgleich die Frau Pastorin die leibliche Schwester des Wüstemärker Herrn ist."

„Eine Schwester des Herrn von Ingenheim?" rief der Reisende erstaunt.

„Ja, ja, die Sach' ist richtig," sagte der Postillon, dem es ganz lieb war, durch seine Erzählung die Aufmerksamkeit des hitzigen Fremden von seinem immer langsamer schleichenden Dreigespann abzulenken. „Wissen Sie das nicht?"

„Wie soll ich's wissen!" entgegnete der Reisende. „Ich komme zum ersten Male in Eure himmlische Aue. Die Pastorin, sagt Ihr, ist die Schwester des Herrn von Ingenheim — wie ist sie denn zum Pastor gekommen?"

Der Postillon lachte. „Je nun!" sagte er. „Der Herr Pastor war vor zwanzig Jahren Informator auf dem Schloß — da hat sich die Sache gemacht.

So lange der selige Herr noch lebte, durfte freilich nicht die Rede davon sein, der Herr Candidat mußte Knall und Fall aus dem Hause; als aber der alte Herr gestorben war und die Wittwe das Regiment führte, da kam der Herr Magister wieder, und sie gab ihm die Pfarre und das Fräulein dazu — und an der Quarre, wie's Sprüchwort geht, hat es auch nicht lange gefehlt. Heut ist seine Tochter schon eine Braut."

„Aber, Schwager — wie ist es denn mit dem Sohne des alten Herrn geworden? Hat der denn kein Wort drein geredet?"

„Ach, gnädiger Herr, der konnte ja kaum reden damals — er war ja noch ein kleines Kind! Sehen Sie, die Frau Pastorin war vielleicht siebzehn Jahr alt, als ihr Vater starb, und der jetzige Herr, ihr Bruder, kaum zwei Jahr. Wie er dann heranwuchs, war Alles schon in Ordnung und es ließ sich nichts machen. Das Käthchen ist nicht viel jünger als ihr Onkel."

Der Fremde schwieg, die Angelegenheit beschäftigte seine Phantasie. Er war mit Ingenheim auf der Ritterakademie, welche Beide besucht hatten, als Knabe schon befreundet gewesen, und diese Freundschaft hatte sich später auf der Universität, wo sie sich wieder getroffen, erneuert, aber niemals hatte Ingenheim ein Wort mit ihm über diese Verhältnisse gesprochen. Knaben, deren Freundschaft oft einen schwär-

merischen Charakter annimmt, sind doch sonst so mittheilend! —

„Die alte Frau von Jugenheim ist todt?“ fragte der Reisende den Postillon.

„J Gott bewahre! Die kann noch zwanzig Jahre leben. Sie wohnt bei ihrer Tochter — ja, gnädiger Herr, sie hat die ganze Geschichte doch einmal zusammengebracht, nun hält sie auch bei der Stange. Als der junge Herr für großjährig erklärt wurde — das Pupillengericht wollte erst nicht heran! — da ist sie vom Schloß in den Pfarrhof gezogen und hat es, wie die Leute sagen, mit keinem Fuße wieder betreten.“

„Ihr seid ja sehr genau von allem unterrichtet, Schwager!“ bemerkte der Fremde.

„Ja, na, so 'was spricht sich herum! Vornehme Leute sollten deshalb immer ein gutes Beispiel geben!“ erwiderte der Schwager.

„Wollt Ihr nicht lieber Euren Pferden auch eine moralische Vorlesung halten?“ fragte der Reisende, den die Bemerkung zu verdrießen schien. „Sie werden an dem hohen Berge stehen bleiben!“

Der Postillon schwang denn die Peitsche und trieb sein Gespann, das eben die kleine Bodenerhebung vor sich hatte, zu stärkerem Schritt an. „Wollen Sie die Gesellschaft im Pfarrhofe sehen, gnädiger Herr?“ fragte er dann.



„Wenn das Käthchen von Wüstemark hübsch ist!" erwiderte der Fremde.

„Bildschön!" versicherte der Postillon. „Wollen Sie's sehen?"

Der Reisende fragte lachend, wie er das anzustellen gedenke, und Jener wickelte statt der Antwort seine Schnur mit dem verhängnißvollen Posthorn wieder auf, dem er nun in ohrzerreißenden Tönen die Melodie des Holteischen Mantelliedes: „Schier dreißig Jahre bist Du alt" entlockte. Eine Strecke vom Wege entfernt auf der freien Höhe, von einem ummauerten Friedhofe umgeben, lag die Kirche, der Pfarrhof aber mit der Küsterwohnung und seinen Wirthschaftsgebäuden so, daß er nur durch einen schmalen Vorgarten mit einer Laube von der Straße getrennt war. In dieser ländlichen Einsamkeit war die Erscheinung eines Reisewagens allerdings eine ungewöhnliche Begebenheit, und der Posthornklang rief die kleine Gesellschaft im Pfarrhause unbeschadet ihrer geistlichen Würde an die Fenster. Der Reisende konnte wohl zehn Köpfe zählen — vor dem letzten Fenster zog er grüßend den Hut.

„Haben Sie die Braut gesehen?" fragte der Postillon, als sie vorüber waren.

„Allen Respect, wenn es die Blondine zwischen den beiden älteren Frauen war!" erwiderte der Fremde.

„Ja, ja, die war's — zwischen ihrer Mutter und

Großmutter," sagte der Postillon. „Am mittelsten Fenster stand der Bräutigam, der mit dem dicken, schwarzen Backenbarte."

Der Fremde hatte nicht auf ihn geachtet, das Käthchen von Wüstemark war aber in der That bildhübsch, so viel die schlechte Fensterscheibe zu sehen erlaubt hatte. Jetzt setzten sich die Postpferde von selbst in Trab, der Weg war nun fest, zog sich aber noch in vielen Krümmungen durch die Felder, ehe er das Schloß von Wüstemark erreicht, das dem Ankommenden schon von der Höhe gastlich entgegengeleuchtet hatte.

Herr von Jugenheim war nicht zu Hause; man sagte dem Gast, daß er nach einem Dorfe in der Nähe gefahren sei, wo die Gutsbesitzer und andere „Herren vom Lande", wie der Diener sich ausdrückte, alle Monate, Montag nach Vollmond, eine Zusammenkunft haben. „Männlein und Fräulein?" fragte der Gast, und als er die Antwort bekommen, daß nur Herren dort zu finden, gab er den Gedanken auf, seinen Freund dort zu überraschen, sondern erwartete ihn hier, wo sogleich Anstalten zur Aufnahme für den Fremden gemacht wurden. Man führte ihn vor der Hand in den Saal, bis das Gastzimmer in Stand gesetzt sein würde. Etwas alterthümlich sah es hier aus: man erkannte, daß die moderne Zeit noch keinen rechten Eingang auf Wüstemark gefunden hatte. Die Möbel waren nicht aus

jener Rococo-Zeit, deren geschmackloseste Erzeugnisse von der Tagesmode mit Gold aufgewogen werden, sondern einfach aus der „Zeit der schweren Noth", wo man kein Geld für Luxusartikel, sondern allein für das Vaterland zum großen Kampfe für dessen Befreiung vom Fremdjoch hatte; wahrscheinlich waren diese plumpen Schränke und Commoden, fabelhafte Ungeheuer, die man in keiner anständigen Einrichtung mehr sieht, diese Tische und Stühle von einem Meister in der nächsten kleinen Stadt gearbeitet. Der einzige Schmuck des Saales, welchem der Gast Gerechtfertigkeit widerfahren ließ, war die Gallerie von Familienbildnissen längst verstorbener Generationen: Männer mit Allongeperrücken und Brustharnischen, alt und jung, Frauen in wunderlich aufgethürmten Frisuren, wie sie heut wieder auftauchen, alle blond unter dem Puder; der Fremde mußte wieder an das Käthchen von Wüstemark denken — das Blondhaar mochte als Muttererbtheil der Familie auch auf sie übergegangen sein. Ein Herr in Lebensgröße machte einen besonders lebendigen Eindruck: er war in himmelblau seidenem, goldgesticktem Leibrock mit einer Goldbrocatweste bis auf die Schenkel, in weißseidenen Hosen und Strümpfen, die auffallend kleinen Füße in Schnallenschuhen, der federbesetzte Tressenhut auf einem Tische mit vergoldeten Schnitzfüßen; das Bild war meisterhaft gemalt. „Wen stellt das vor?" fragte der Gast den Diener, welcher noch

damit beschäftigt war, ein Kaminfeuer im Saale anzuzünden.

„Den Herrn Minister!" war die Antwort. Wann er gelebt, und wie er geheißen hatte, wußte der Mensch nicht anzugeben. Für einen Minister aus unconstitutioneller Vorzeit war der schöne Mann übrigens sehr jung.

„Und diese Dame?" fragte der Gast noch. Es galt einer jungen, üppigen Frau in grauseidenem Kleide, dessen Form der Gegenwart schon näher lag, wenn es auch deren weiten Umfang nicht zeigte, im Gegentheil eng anlag und den herrlichen Wuchs der Dame in allen Contouren sehen ließ.

„Das ist die Mutter unsers jetzigen Herrn," sagte der Diener, der sein Werk vollendet hatte und sich nun entfernte, um den Thee aufzutragen.

Die Mutter auch der Frau Pastorin also, die Großmutter der Professorsbraut! Warum hatte sie, als sie dem Schillerschen Aufruf: „Und verlaß dein stolzes Schloß!" gehorcht hatte, nicht auch ihr Bild mit in den Pfarrhof genommen? Sie war sehr schön gewesen, wenn dies Bild treu gemalt war: eine reizende, determinirte Brünette! Der Mann neben ihr im Jagdcostüm war offenbar ihr Gemahl, Erich's Vater, wenn er auch diesem gar nicht ähnlich sah; auch mit der Mutter konnte der Freund keine Aehnlichkeit finden, eher, wenn er sich den Mann recht betrachtete, mit dem Ahnherrn im blauseidenen Leib-

rock. Der Thee entriß ihn diesem Zeitvertreib der Langenweile, auch in dem Saale, dessen große Fenster nach Abend gerichtet die Tageshelle noch bis zu ihrem Erlöschen eingelassen hatten, war unterdessen Dämmerung eingebrochen, und zwei Kerzen angezündet worden; das Kaminfeuer hatte neue Nahrung bekommen und machte den großen Raum sehr traulich. Dennoch war es dem Gaste ein Räthsel, wie sein Freund sich so ganz hatte auf seinem Gute niederlassen können und wie er sich hier, da er nicht einmal Umgang mit seinen nächsten Blutsverwandten, Mutter und Schwester pflog, wohl fühlen konnte.

„Wäre das ein Leben für Euer Liebden, Herr Gerhard von Netz?" redete er sich selbst an, als er gerade einen Blick auf sein hellerleuchtetes Spiegelbild that. „Ich zweifle, selbst in Gesellschaft einer würdigen Ehegesponsin! Keine Bibliothek hier?" fragte er den Diener, welcher ihm meldete, daß sein Zimmer bereit sei.

„O ja, hier gleich nebenan!" erhielt er Bescheid und fand auch wirklich, als er schnell das Licht ergriff, um sich für die Stunden, welche noch bis zur Rückkehr des Gutsherrn vergehen mußten, etwas Lectüre zu holen, in dem Nebenzimmer auf drei Repositorien eine ziemlich zahlreiche Büchersammlung. Aber die nähere Beleuchtung derselben hielt ihn ab, auch nur einen Band aus seiner Reihe zu nehmen: lauter alte Scharteken, zum Theil noch in Schweins-

leder gebunden, die meisten mit ganz verblichenen Rückentiteln, historische, ökonomische oder Jagdwerke, ein paar ganz veraltete Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, welche der Gast kaum dem Namen nach kannte, kein einziges Buch aus der classischen Zeit unserer Literatur, geschweige denn aus der romantischen, oder gar der ethisch-politisch-tendenziösen. Offenbar hatte seit dem Tode Friedrich's des Großen kein Besitzer von Wüstemark mehr einen Groschen für die Vermehrung der Bibliothek ausgegeben! Der Gast sah nach seiner Uhr: sie zeigte erst Neun. Auf die Heimkehr des Freundes konnte er noch zwei Stunden warten, und würde dann vielleicht nur als Leiche, vor Langeweile gestorben, in seinem Zimmer gefunden worden sein; was blieb ihm also übrig, als zur spießbürgerlichen Stunde, die auf dem Lande noch mehr verfrüht wird, schlafen zu gehen. Wäre der Pfarrhof nicht so weit gewesen, so hätte er sich mit edler Dreistigkeit dort in die Verlobungsgesellschaft einführen, den Professor noch in der letzten Stunde eifersüchtig machen können; mit diesem Gedanken, den er sich ergötzlich ausmalte, schlummerte er trotz seines weltmännischen Abscheus vor frühem Schlafengehn sehr bald ein.

Am andern Morgen wurde er zeitig geweckt: „Gerhard! Du verschläfst die schönsten Stunden!“ hörte er die wohlbekannte Stimme seines Freundes und als er die Augen aufschlug, sah er dessen frisches

lachendes Antlitz über sich gebeugt. „Von Herzen willkommen! Ich höre, daß Du seit sechs Uhr gestern hier bist, warum hast Du mir keinen Boten geschickt?"

Gerhard ermunterte sich und begrüßte den Freund, der ihm wiederholt seine Freude aussprach, ihn endlich bei sich zu sehen, hoffentlich für den ganzen Winter. Bei diesem Wunsche ging doch ein gelinder Schauer durch Gerhard's Glieder; ein ganzer Winter auf dem Lande hätte seine Kräfte überstiegen, auch war er ja ein angestellter Mann und hatte sich nur für einige Wochen Urlaub erbeten, dessen Dauer er nicht angab, um freie Hand in seinen Entschließungen zu behalten. Beim Frühstück sprachen sich Beide, die sich in zwei Jahren nicht gesehen hatten, über Vieles aus, nur seine Familienverhältnisse berührte Ingenheim nicht. Er mußte sich freilich selbst sagen, daß sie Gerhard bei längerer Anwesenheit nicht verschwiegen bleiben konnten, indessen mochte sich später eine passende Gelegenheit zu Mittheilungen finden. Vor der Hand bemühte er sich, dem Freunde den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, wobei er allerdings von dem Gedanken ausging, daß Alles, was für ihn, der auf dem Lande geboren und erzogen und jetzt mit Leib und Seele Landwirth war, das größte Interesse hatte, ein solches auch seinem Gaste erregen müsse. Der Gast war aber nur in der todten Saison der Residenz gelegentlich einmal auf

einem der aristokratischen Landsitze gewesen, wo die Wagen der Gesellschaft, welche dort Ebbe gelassen, wieder zusammenfluthen, wo der Park die gemeine Natur möglichst weit verdrängt hat und vom eigentlichen Landleben und dessen Mühen und Freuden die Gäste nur einen Fernblick erhalten. Gerhard von Netz konnte nicht für fette Kühe, große Düngerhaufen und volle Scheuern schwärmen, er war nicht einmal Jagdliebhaber und schoß nur mit Pistolen gut, Fischerei amüsirte ihn wohl einen Moment, aber mit Wasserstiefeln angethan, wie sein Freund, selbst Hand anzulegen, wäre ihm eine Ironie des Schicksals gewesen. So verging die erste Woche und nur der Sonntag erweckte ihm einige Hoffnung: er sollte seinen Freund zur Kirche begleiten, wo er die interessante Braut, Erich's Nichte, zu sehen hoffte. Gerade weil Erich so absichtlich jedes Wort über seine Verhältnisse vermied, fühlte Gerhard wachsende Lust, einen Blick hinein zu thun. Als der Sonntag kam, konnte Erich nicht länger ausweichen: er mußte dem Freunde, um alle peinlichen Fragen gleich abzuschneiden, vor der Kirche noch erklären, wen er dort sehen werde. Wenn seine Mutter auch zwischen dem Sohn und der Tochter, die nicht zu vereinigen waren, ihre Wahl getroffen hatte und vom Schlosse in den Pfarrhof gezogen war, so hatte sie doch ihren Sitz auf dem herrschaftlichen Chor in der Kirche nicht aufgegeben, und das war der einzige Ort, wo sie noch mit ihrem Sohne zusammen kam.

„Du wirst meine Mutter heut sehen, Gerhard," begann Erich, „es ist leider in unserer Familie eine Spaltung eingetreten, die sich nicht mehr heilen läßt; hast Du vielleicht schon davon gehört?"

Gerhard wollte das nicht leugnen, bat aber, von dem eigentlichen Zusammenhang unterrichtet zu werden, den er nicht kenne.

„Mein Werk ist die Kluft nicht, ich habe sie schon vorgefunden," sagte Erich mit gerunzelter Stirn. „Ich war ein Knabe von drei Jahren, als mein Vater starb und die Mutter ihre Einwilligung zur Heirath meiner ältern Schwester mit ihrem gewesenen Hauslehrer gab, der meines Vaters Vertrauen gemißbraucht und beim Unterricht ein Liebesverhältniß mit seiner Schülerin angeknüpft hatte. Daß ich später, als ich zum Verständniß gekommen war, darüber keine große Freude empfinden konnte, wirst Du begreifen; meine Mutter hatte sich das anders gedacht, sonst würde sie vielleicht nicht mit meinem Vormunde das Patronatsrecht von Wüstemark zu Gunsten des Candidaten Gentzer benutzt haben. Er erhielt die Pfarre und wohnt heute noch dort — als die Mutter später die Erfahrung machte, daß sie sich in der Hoffnung getäuscht, meine Ansichten von Kindheit auf wie Wachs bilden und modeln zu können, mußte sie freilich consequent bleiben. Sie hat bei meiner Majorennetätserklärung vorgezogen, bei der Tochter zu wohnen, dort wohnt sie noch, Du wirst sie aber in

unserm Kirchenstuhl sehen. Und nun, Gerhard, wenn Du mich lieb hast, so laß uns von diesem ganzen unglücklichen Verhältniß, das ein Dorn in meinem Fleisch ist, nicht mehr sprechen."

Gerhard beschied sich ungern. Ihm war es nur unbegreiflich, warum Erich mit diesem Dorn, den er hier nicht los werden konnte, in Wüstemark blieb, warum er das Gut nicht verkaufte und sich, wenn es doch einmal Landwirthschaft sein mußte, nicht lieber in einer andern und schönern Gegend ansässig machte, wo er nichts mehr von dem Pastor Gentzer, seinem Schwager, hörte und sah. Was der Entschluß, ein altes Familiengut, das seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn geerbt, zu verkaufen, selbst bei einem zwanzigjährigen Jüngling, wie Erich, sagen will, davon hatte Gerhard keine Ahnung. Eins aber mußte er noch wissen, ob die Abneigung seines Freundes gegen die Sippschaft, die er vollkommen begriff, sich auch auf das unschuldige und schöne Haupt seiner Nichte erstreckte.

„Ich fuhr bei meiner Ankunft beim Pfarrhofe vorbei," sagte er. „Ein bildschönes Mädchen stand am Fenster, der Postillon sagte mir, es sei die Tochter des Pfarrers, und sie habe an dem Tage ihre Verlobung gefeiert."

Noch finstrer wurde Erich's Blick, sein Gesicht alterte in diesem Moment um zehn Jahre. „Die heirathet, wie mir die Mutter angezeigt hat, einen

alten Bekannten von Dir und mir: den Professor Sardonius!"

„Wie?!" rief Gerhard auffahrend. „Den alten, pedantischen Sardonius? Er muß ja wenigstens dreißig Jahre älter sein, als die Braut! Das arme, reizende Kind!"

Erich zuckte die Achseln. — „Das haben sie Alle mit sich selbst abzumachen!" sagte er kalt. — „Wollen wir nun fahren? Es hat schon zum zweiten Male geläutet."

Die Kirchenglocken hallten klar und laut über die flache Landschaft, um die zerstreuten Gemeindeglieder der vier Dörfer zum Gottesdienste zu rufen. Von allen Seiten sah man die Leute auf den Kirchwegen, die sich durch die Felder schlängelten, daherwandeln; es war das erste Bild seit Gerhard's Ankunft in Wüstemark, das ihn einigermaßen anregte, da ihm sonst Alles, was er in Feld und Flur gesehen hatte, höchst gleichgültig gewesen war. Das unfreundliche Herbstwetter mochte auch dazu beigetragen haben, ihn so nüchtern zu stimmen.

In der Kirchenloge, welche zu beiden Seiten durch ein alterthümliches Gitterwerk abgeschlossen war und nach vorn offenstehende Glasfenster hatte, fand Gerhard, als er mit seinem Freunde eintrat, schon eine alte Dame vor, welche keine Andere sein konnte als Erich's Mutter, obgleich sie ihrem Jugendbilde

im Saale zu Wüstemark nicht entfernt mehr ähnlich sah. Sie erwiderte den Gruß mit einem scharfen Blicke auf den Fremden, den ihr der Sohn — weil das Kirchenlied, das eben gesungen wurde, ihm kein Hinderniß schien — als Herrn von Netz vorstellte. Leicht verneigte sie sich noch einmal und damit war Alles vorüber. Frau von Jugenheim hatte den Platz, der Kanzel zunächst, den sie von jeher inne gehabt hatte — die beiden jungen Männer setzten sich in die entgegengesetzte Ecke; zwischen ihnen und der alten Dame blieben noch drei von den hochbeinigen mit grünem Tuch überzogenen Stühlen leer. Ob Mutter und Sohn, wenn sie allein waren, auch so saßen, der ganzen Gemeinde zum Aergerniß an ihrem damit selbst im Gotteshause ausgesprochenen Zwiespalt?

Das Kirchenlied war sehr lang, der Gesang für ein gebildetes Ohr furchtbar! Gerhard suchte nach der Braut, von welcher er im Vorüberfahren vor einigen Tagen doch nur ein unbestimmtes Bild hinter der Fensterscheibe gewonnen hatte: das herrliche blonde Haar, ein reizendes Oval des Gesichts, blühende Farben, das war Alles! Wo mochte der Sitz für die Pfarrerfamilie sein? Er konnte ihn nicht entdecken, wahrscheinlich befand er sich unter dem Jugenheim'schen Chor. Sollte die Hoffnung, die der weltlich gesinnte Mann sich an seinen Kirchgang geknüpft hatte, vergeblich gewesen sein? Ihm gegen-

über in einer ähnlichen Gitterloge erschien jetzt noch eine herrschaftliche Familie: zwei junge Mädchen mit ihren Eltern; Erich flüsterte dem Fragenden den Namen: „Arneburgs!" zu. Angehende Diplomaten müssen sich ein gutes Namensgedächtniß aneignen: Gerhard entsann sich, auf der Herfahrt den Namen Arneburg schon gehört zu haben; das Schloß zwischen den hohen Pappeln gehörte dieser Familie. Anziehend erschien sie ihm nicht, obgleich Erich leise versicherte, die Mädchen seien in einem für feine Bildung berühmten Stifte erzogen.

Endlich betrat der Pfarrer die Kanzel. Das war also der Herr Schwager, welcher einst als Candidat das Herz des Fräuleins von Ingenheim gewonnen und selbst ihre Mutter von allen Standesvorurtheilen, ja von ihrem Sohne losgerissen hatte! Seine Persönlichkeit erschien Gerhard durchaus unbedeutend; er hatte ein blasses mageres Gesicht, das nur durch ein großes Augenpaar einigen Ausdruck erhielt. Als er zu sprechen begann, fiel dem kritischen Beobachter jedoch sein wohlklingendes Organ auf, mit dieser Stimme mochte er sich wohl zuerst den Weg zu dem unbewachten Herzen seiner Schülerin geöffnet haben. Die Predigt selbst entzog sich dem Urtheil des Weltmannes; sie war ihm zu dogmatisch, zu sehr auf die Mehrzahl seiner Zuhörer, nämlich die ehrenfeste Bauerschaft, berechnet, höhere Anforderungen konnte sie nicht befriedigen; Gerhard begriff nicht, wie die alte

Dame in der gegenüberliegenden Loge davon so ergriffen war, daß sie mehrmals ihr Taschentuch zu den Augen führen mußte. „Was wir von den Kindern lernen können", war der Grundgedanke der Predigt, und Gerhard von Netz, der nie ein rechtes Familienleben gekannt hatte, mußte sich freilich darüber incompetent erklären.

Nach dem Gottesdienste beim Herausgehen aus der Kirche hoffte er die Familie des Pfarrers zu sehen, aber er wurde mit Erich, welcher seiner Mutter nach einer leichten Verabschiedung den Vortritt gelassen hatte, durch die Begegnung mit Arneburgs aufgehalten, mit denen sich Ingenheim natürlich begrüßte. Er mußte sich vorstellen lassen; Herr von Arneburg, ein kleiner lebhafter Mann, wollte in Westphalen einen Major von Netz gekannt haben, von dessen Dasein Gerhard keine Ahnung hatte; Frau von Arneburg lud ihn mit seinem Freunde, der bereits zugesagt hatte, zur Kirmeß nach Remsleben ein; die beiden Fräulein, von gleicher Größe, in Grün gleich gekleidet, einander ähnlich von Gesicht, kamen Gerhard wie ein Paar kleine Sympathievögel vor: grausam sie einst beim Heirathen zu trennen. Auf dem Kirchplatze standen zwar noch mehrere Gruppen von Landleuten, als die Familie Arneburg endlich „losließ", wie sich Gerhard boshaft ausdrückte, die andere Familie aber, Erich's Schwester und Nichte, die er zu sehen gespannt war, hatte unterdessen, wahr=

scheinlich gleich aus der Sakristei, ihren Rückweg angetreten.

„Du thust den Mädchen Unrecht," sagte Jugenheim auf der Heimfahrt, als Netz einige Bemerkungen über sie machte. „Nächsten Sonntag wirst Du Dich davon überzeugen." Gerhard's Neckerei, daß er sich wohl schon entschieden habe, die Inseparables aus einander zu reißen, wies er zurück; die gerade Frage, ob vielleicht seine Mutter und Schwester auch bei der Kirchweih in Remsleben sein würden, beantwortete er mit einem kurzen Nein.

„Hast Du unsern gelehrten Sardonius während seiner Anwesenheit gesprochen?" fuhr Gerhard fort, der sich heut nicht so leicht abweisen ließ. „Er machte darin eine Ausnahme von all' seinen Collegen, daß er jeden seiner Zuhörer kannte; gewiß hat er Dir seinen Besuch gemacht?"

Jugenheim verneinte das und zeigte deutlich, wie unliebsam ihm dies ganze Gespräch war. Gerhard schien das aber nicht zu bemerken. — „Ich war sein Favorit, Erich," sprach er weiter. „Wenn er ahnte, daß ich hier wäre, thäte er gewiß den ersten Schritt — der Bann kann sich ja nicht bis in's dritte und vierte Glied erstrecken, Erich!" setzte er hinzu, als er diesen bei der Aussicht, die er ihm eröffnete, förmlich zusammenzucken fühlte. „Ich bin gewiß Aristokrat, lieber Sohn, aber Du gehst offenbar zu weit, bis in das Unnatürliche hinein. Daß Du nicht ge-

rade ein Verbrüderungsfest mit dem Schwager — aber, Kerl, er ist es doch nun einmal!"

„Gerhard, wenn Du mich lieb hast," wiederholte Erich seine schon früher ausgesprochene Bitte mit bebender Stimme, „so laß uns nie ein Wort über diese Verhältnisse sprechen!"

Hier mußte noch mehr zum Grunde liegen, als beleidigter Adelsstolz, der nicht mehr zeitgemäß ist und von der Strömung, der nichts widerstehen kann, mehr und mehr abgeschliffen wird, durch Heirathen hinüber und herüber, selbst in den höchsten Kreisen. Gerhard durfte nach der feierlichen Beschwörung seines Freundes nicht weiter gehen; er fühlte aber den brennenden Drang, das Geheimniß, wenn ein solches wirklich vorhanden war, aufzuklären. In seinem Zimmer kam ihm noch ein anderer Gedanke. Wenn gar das Mißverhältniß, das hier die natürlichen Bande zerrissen hatte, nicht erst durch Erich's Schwester, sondern schon früher entstanden wäre? Das Bild der schönen üppigen Frau im Familiensaale, mit all' ihren Reizen, denen die damalige Mode keine allzustrengen Hüllen auflegte, mit dem eigenthümlichen süßen Blick ihrer Augen — Gerhard sprang auf und eilte flugs hinab, um vor dem meisterhaften Gemälde der Frau von Ingenheim physiognomische und psychologische Studien zu machen. Sie mußte bezaubernd gewesen sein! Wie grausam, daß solche Meisterwerke der Schöpfung nicht dem allge-

meinen Loose des Verblühens und Erstarrens zur Häßlichkeit des Alters entgehen können! Warum hat es nur eine Ninon de l'Enclos in ewiger Jugend bis in das achtzigste Jahr gegeben?

Als Gerhard noch vor dem Bilde stand, wurde er durch seinen Freund überrascht, der in den Saal trat. Er runzelte wieder die Stirn, offenbar über Gerhard's Aufblick zu dem Gemälde, in dessen Betrachtung er so versunken schien, daß er sich förmlich träumerisch nach ihm umwandte. Wie alt sah der zwanzigjährige Mensch aus, wenn Erich seine Stirn in diese finsteren Falten legte! Gerhard hatte jedoch kein Wort dafür, sondern knüpfte ein gleichgültiges Gespräch an: er hatte sich Erich's Bitte endlich zu Herzen genommen. Für den Nachmittag war eine Ausfahrt verabredet; Jugenheim hatte mit irgend einem Gutsnachbar Geschäfte abzumachen und wollte bei dieser Gelegenheit dem Freunde, der ihn begleiten sollte, die freundlichsten Punkte der Gegend zeigen. Das Wetter hatte sich endlich aufgeklärt und schien beständige Herbsttage zu versprechen.

Gerhard machte sich aber los von dieser Partie. Er wollte während der Zeit lieber auf eigene Hand eine Entdeckungsreise unternehmen, und da sich Beide in keiner Weise die Freiheit beschränkten, so war Erich mit dem Wunsche des Freundes einverstanden, stellte ihm ein Reitpferd zur Verfügung und schlug ihm nur den Weg vor, den er etwa nehmen könnte.

Als er abgefahren war, ließ Gerhard jedoch keineswegs satteln, sondern machte sich zu Fuß auf. Sein Ziel war nicht weit: er mußte den Gedanken, der ihn schon vor dem Bilde der Frau von Ingenheim beschäftigt hatte, auf jede Gefahr hin zur Ausführung bringen. So schlug er denn den Weg ein, welcher ihn bei der Herfahrt zum Schlosse von Wüstemark geführt hatte; er wurde ihm heut noch viel länger, als damals. Endlich erreichte er den Pfarrhof, den er schon beim Ausgange auf seiner Höhe scheinbar so nahe hatte liegen sehen. Mit festem Schritt wandte er sich von der Straße ab, und ging durch den kleinen Vorgarten gerade auf die Hausthür zu; sein Auge hatte schon alle Fenster gestreift, heut aber Niemand wahrgenommen. Er fand die Thür nur angelehnt, trat in den Flur, Alles war still, kein Mensch ließ sich sehen oder hören, durch den er sich hätte anmelden können; auf gut Glück klopfte er an die Thüre zur Linken, und als ihm keine Antwort wurde, griff er dreist zu, sie zu öffnen.

In demselben Moment wurde die Thür von innen geöffnet und eine Dame trat ihm entgegen — nicht, wie er beim Rauschen des Kleides gehofft und eine poetisch-romantische Gerechtigkeit zu fordern schien, die reizende Braut, welche seine Phantasie fort und fort in Anspruch nahm, sondern Frau von Ingenheim, Erich's Mutter, der er heute in der Kirche vorgestellt worden war. Ein mächtiges Erstaunen ging in ihren

Zügen auf; es war, als wollten ihre Augen, deren Feuer noch nicht ganz erloschen war, in Gerhard's Gesicht das Räthsel dieses unverhofften Besuches lösen. Doch erwiderte sie seine Verneigung mit dem vollendeten Anstand einer Frau von Welt und bat ihn, als er sich über den Grund seines Erscheinens rechtfertigen wollte, lächelnd, vor allen Dingen näher zu treten. Sie führte ihn aber nicht in das Zimmer, wo er Eintritt gesucht hatte — es war das ihrige! sondern in das gegenüberliegende, welches das allgemeine Wohnzimmer schien. Gerhard hatte sich schon unterwegs seine Erklärung, sein ganzes Verhalten fest vorgezeichnet: er mußte Erich von jeder Mitwissenschaft seines Hierseins der Wahrheit gemäß frei halten; der Grund seines Besuches, den er angeben wollte, schützte ihn davor, als ein neugieriger Eindringling angesehen zu werden; aber er durfte damit nicht einen Gegenbesuch nach Schloß Wüstemark ziehen, welcher Erich lästig sein mußte. Frau von Ingenheim hatte ihn vorher nicht ausreden lassen, jetzt, noch ehe er ihre Einladung Platz zu nehmen befolgt, fragte er nach dem Professor Sardonius und setzte gleich hinzu, daß er seinen verehrten Lehrer, der immer sehr freundlich gegen ihn gewesen sei, gern begrüßen wolle, da er zu seiner großen Ueberraschung erst heut in Abwesenheit seines Freundes zufällig gehört, daß der Professor hier sei.

Die alte Dame bedauerte, daß Herr von Netz

nur sie allein zu Hause treffe; ihre Kinder seien sämmtlich zu einer benachbarten Familie gefahren, wo der Professor seinen Abschiedsbesuch mache, da er übermorgen abreise.

„Wenn es mir dann erlaubt ist," erwiderte Netz rasch, „komme ich morgen nur auf einige Minuten wieder, ich will den letzten Tag nicht stören. Hoffentlich erinnert sich mein gütiger Lehrer noch seines getreuen Schülers."

„Er hat Ihrer schon mit großer Theilnahme gedacht, als ich ihm heut sagte, daß ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe."

Was konnte Gerhard mehr verlangen, als so höfliche Redensarten? Aber dennoch war ihm das eigenthümliche Zucken in den Wimpern und um die Lippen der alten Dame, bei all' ihren schönen Worten, höchst verdächtig — er glaubte darin einen Zug von Ironie zu bemerken, der ihn, den Jünger der Staatskunst, beleidigte. Indessen hatte er in dieser feinsten aller Künste schon soviel Fortschritte gemacht, daß er nie ihre Formen verleugnete, und als Frau von Ingenheim hinzusetzte, daß der Professor sich freuen werde, ihn noch vor seiner Abreise zu sehen, war auch ihrerseits der Form genügt. Netz hielt sich nicht lange auf, er wäre sonst vielleicht in der Unterhaltung, da er das Fahrwasser hier doch nur oberflächlich kannte, auf blinde Klippen gestoßen; beim Abschiede ließ er sich natürlich nur seinem frühern

Lehrer empfehlen, und die alte Dame trug ihm gar nichts auf. Konnte sie annehmen, daß zwischen Freunden vollendete Thatsachen so eigenthümlichen Gepräges nicht vollkommen besprochen worden waren? Auf dem Rückwege konnte sich Gerhard gar nicht darüber beruhigen, wie jede Spur von Aehnlichkeit zwischen dem schönen Jugendbildniß und dem jetzigen Original erloschen sei — nicht daß Frau von Ingenheim abschreckend häßlich gewesen wäre, im Gegentheil hatte sie für eine alte Frau ein ganz angenehmes Gesicht, aber ein völlig verändertes gegen das Gemälde. Ob es nur wirklich das ihrige oder eine bloße Tradition war? —

Der fehlgeschlagene Versuch, ihre Enkelin heute kennen zu lernen, machte ihn nur noch begieriger darauf; wenn er sich die Persönlichkeit des gelehrten Sardonius, der nur für classische Studien Sinn gehabt, in das Gedächtniß zurückrief, so that ihm das Käthchen von Wüstemark leid. Nicht blos wegen des Unterschiedes der Jahre. Er begriff gar nicht, wie der Philolog zu solchen Allotriis gekommen sei und wo er das „Pfarr-Röschen" kennen gelernt haben konnte. Der morgende Tag gab ihm vielleicht bei scharfsinniger Beobachtung etwas Licht darüber. Um nicht in seinen Plänen gekreuzt zu werden, nahm er sich vor, Erich nichts von seinem Angriff auf den Pfarrhof zu erzählen, dieser würde ihn vielleicht wieder mit seiner feierlichen Beschwörung gekreuzt haben.

Vielleicht gewann sein hiesiger Aufenthalt, den er sich ganz anders gedacht hatte, durch die neue Position, die er sich zu schaffen gedachte, einige Färbung: bis jetzt war derselbe Grau in Grau gemalt und Gerhard zufrieden, daß er keine Dauer seines Hierseins bestimmt hatte. Erich selbst war ein so eingefleischter Landwirth geworden, daß auch mit ihm höhere Interessen kaum noch zu besprechen waren: er las nicht einmal die Zeitungen, die er nur des Anstandes halber zu halten schien, sie blieben unangerührt von ihm liegen, während er eifrig nach dem Kreisblatt griff. Eine gleichgestimmte Seele zur Gattin für ihn, dann war der Hinterwäldler fertig! Heut kam er spät und etwas angeregter als gewöhnlich nach Hause. Netz hörte auf Befragen, daß er bei einem Nachbar, den er in Geschäften besucht, Arneburg's getroffen habe, und wurde dadurch in dem Glauben, daß jene gleichgestimmte Seele in einem der kleinen grünen Sympathievöglein schon gefunden sei, nur bestärkt. Wie schwerfällig war aber der ländliche Jüngling geworden! Er nahm schon wieder sein altes runzliges Gesicht an, mit welchem er, wie Gerhard jetzt bemerkte, seiner Großmutter in ihrem heutigen Stadium wirklich ähnlich sah. Dafür mußte er etwas gestraft werden.

„Ohne indiscret zu sein, Erich, da Du mir einen so starken Riegel vorgeschoben hast," begann er, „möchte ich nur eins fragen, das mich interessirt.

Ist das wunderschöne Bild in Deiner Familiengalerie, die Dame im grauen Atlaskleide, wirklich das Bild Deiner Mutter?"

„Ja," erwiderte Erich kurz.

Gerhard schüttelte verwundert den Kopf, aber die Herausforderung, welche darin lag, wurde nicht angenommen. Es traf sich gut, daß der gewöhnliche Ritt des Gutsherrn durch seine Felder und Wiesen am andern Morgen gerade in die Stunde fiel, welche Gerhard für seinen wiederholten Gang nach dem Pfarrhause die passendste schien, er wurde dadurch eines Vorwandes für die unnatürliche Anwandlung von Spazierlust überhoben, obgleich er sich einer diplomatischen Lüge als zum Fach gehörig nicht geschämt haben würde. An den Wirthschaftsritten seines Freundes nahm er nie Theil, daher fiel es auch heute nicht auf. Sobald der Reiter den Hof verlassen hatte, trat Gerhard seine Wanderung an. Es war ein köstlicher Herbsttag, der auch dieser Gegend einigen Reiz zu leihen vermochte, aber der junge Mann, verwöhnt durch seine Reisen in großartiger Gebirgsscenerie, hatte für diese bescheidene Schönheit keinen Sinn und eilte nur rasch seinem Ziele entgegen.

Auf einem Fußpfade, welcher dem Ufer des Flüßchens folgte, bemerkte er seitwärts von seinem Pfade ein Paar, das in angelegentlichem Gespräch dort langsam zu lustwandeln schien. Er blickte scharf hinüber: seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht, es war der Pro-

fessor Sardonius, er erkannte ihn, obgleich er das Gesicht seiner Begleiterin zugewendet hatte, an dem buschigen schwarzen Backenbarte und den abstehenden dunkelrothen Ohren, welche eben von der Sonne durchleuchtet in magischem Feuer glühten. Mit wem anders konnte er sich hier ergehen, als mit seiner Braut? Ihr blondes Haar, dessen glatter Scheitel in goldnem Schimmer strahlte, machte es Gerhard unzweifelhaft; die Entfernung war zu groß, um ihre Züge zu erkennen, doch erschien sie ihm bleicher, als da er sie zuerst am Fenster gesehen hatte. Gern wäre er grad zu Beiden hinübergegangen, aber der erste Versuch dazu führte ihn in die Nässe der Wiese und er sah, daß sich die „Schwinge", wie der Bach hieß, in capriciösen Krümmungen zwischen ihm und dem glücklichen Brautpaar hindurchwand. Zum Glück war dasselbe auf der Heimkehr begriffen und die beiden Pfade bogen auf einmal überraschend gegen einander zu schneller Vereinigung. Jetzt wurde das Paar auch auf ihn aufmerksam, Gerhard sah, wie der Professor seine Brille den Augen näher schob und, die Braut zurücklassend, seinen Schritt beschleunigte.

„Salve! salve!" rief er schon von Weitem. „Sie haben mich nicht vergessen!" Er streckte ihm seine große, wohl geschonte Hand entgegen und schüttelte Gerhard's Rechte mit Kraft. — „Erst gestern habe ich erfahren, daß mein polyglotter junger Freund

hier ist — Sie wissen doch noch, daß ich Sie wegen Ihres Sprechgenie's meine Polyglotte nannte? Unter diesem Titelblatt kann ich Sie aber meiner künftigen Schwiegermutter nicht vorführen, Gerharde! A Netz oder de Netz, das ist die Frage!" Mit diesem pedantischen Witz, den er allein aber nur für einen Witz hielt, nahm er Gerhard bei der Hand und stellte ihn der herangekommenen Frau vor. Es war also wiederum nicht die Begegnung, die er gehofft hatte, nicht die rosige Braut war es, sondern die ehrsame Schwiegermutter in spe, mit welcher der Professor wohl die Ausstattung und Einrichtung seines künftigen Hausstandes besprochen hatte. Sie begrüßte Gerhard freundlich; er konnte nicht leugnen, daß sie trotz ihres bleichen Gesichts noch eine hübsche Frau war, und im weitern Gange an ihrer Seite mußte er auch gestehen, daß sie ein ganz anmuthiges Wesen habe. Der Herr Candidat Gentzer hatte gewiß einen guten Fang gethan. Sie sprach wenig — wie hätte sich auch viel Stoff geboten, da das Nächste und Natürlichste auch für sie, wie für Gerhard, verbotener Grund war? Aber selbst die ganz allgemeinen Worte, welche sie gelegentlich zu der Unterhaltung der beiden Männer gab, wenn diese vom akademischen Thema durch Eindrücke am Wege abgezogen wurden, hatten für Gerhard's aufhorchendes Ohr einen sympathischen Klang.

„Da kommt Katharina!" sagte Sardonius.

Durch die Erlen in der letzten Schlangenwindung der Schwinge wurde die schlanke Gestalt eines jungen Mädchens sichtbar, das beim Anblicke des fremden Mannes in der Begleitung ihrer Mutter einen Moment stutzte, dann aber mit verzögertem Schritt entgegenkam. Gerhard's Augen hatten sie schnell überflammt, jeder Zug ihres reizenden Antlitzes, jede Schönheit ihrer Erscheinung erkannt und gewürdigt, noch ehe er die Nahende erreicht hatte.

„Hier ist mein liebster Zuhörer aus jüngstvergangnen Zeiten, Katharina!" rief der Professor in bester Laune und faßte wiederum Gerhard's Hand. „Wie ich höre, wird er mit uns in einem Orte domiciliren — hoffentlich sehen wir ihn recht oft bei uns; wenn ich anticipando schon von «uns» sprechen darf."

Sie war erröthet, als sie nahete, diese in die Zukunft greifende Rede aber, die ihr jungfräuliches Gefühl verletzen mochte, ließ sie noch tiefer erglühen und sie hatte darauf nur eine stumme Verneigung zur Antwort.

„Kommen Sie, amice!" sagte Sardonius, als sie wiederum an eine Pfadscheide gekommen waren. „Mutter und Tochter werden in wirthschaftlichen Sorgen uns gern los sein wollen, wir machen noch einen kleinen Umweg, ich werde Ihnen einen interessanten Punkt zeigen, wo in alter Zeit, als diesseit der Elbe die Saxones, jenseits die slavischen Utici

oder Wilzi wohnten, ein Kloster und eine Burgwarte zu deren Schutz gegen die Heiden gestanden hat. Davon heißt diese Stätte noch bis auf den heutigen Tag der Klosterberg: Berg in dem Sinne, wie lucus a non lucendo."

Er ließ Gerhard kaum Zeit, den Frauen, als ihn der Professor gewaltthätig von ihnen trennte, ein Wort zu sagen. — „Versteht sich, Mama!" unterbrach er diese, welche es für nöthig hielt, den Fremden nicht an ihrer Schwelle, die so nahe war, vorüber gehen zu lassen. „Ich bringe ihn mit. Mein Freund Johannes soll ihn auch kennen lernen, damit er seine Vorurtheile endlich fallen läßt."

Welche Vorurtheile das waren, auf die der Gelehrte harmlos anspielte, blieb zweifelhaft; Gerhard konnte nicht danach fragen, er glaubte sie indessen auf das Schloß von Wüstemark zurückführen zu dürfen, wenn sie nicht etwa gar den ganzen Stand, dem auch er angehörte, betrafen. Während die beiden Männer ihren Weg nach der Stätte, welche dem Professor so interessant war, verfolgten, konnten sie die Frauen noch eine Strecke sehen, bis sie hinter den Erlen, aus denen Käthchen wie eine lichthelle Fee hervorgetreten war, verschwanden. Gerhard wandte kein Auge von ihnen ab und war sehr zerstreut bei den wortreichen Auseinandersetzungen seines Begleiters, der indessen keine Antworten oder gar Einwürfe erwartete. Vielleicht hatte er Gerhard Netz darum

seinen liebsten Zuhörer genannt, weil dieser schon seit früher Jugend die Gewöhnung hatte, mit scheinbar gespanntester Aufmerksamkeit sein Auge auf denen, die zu ihm sprachen, ruhen zu lassen, während sein Geist fern von ihnen auf ungemessenen Bahnen schweifte. Der Umweg, welchen der Besuch der eigentlichen Klosterstätte kostete, war nicht groß, aber der Professor hielt Gerhard noch eine Weile fest.

„Sie sind in classischen Studien gewiegt, folglich ein aufgeklärter vorurtheilsfreier Mann," begann er. „Sagen Sie mir, wie denkt Ihr Freund Jugenheim? Er war ein so stiller, anspruchsloser Jüngling und hat doch dem Moloch eines Stolzes, der heut ein Anachronismus ist, seine Kindes- und Bruderliebe geopfert! Von meinem Freunde Geutzer ist nur eine unbefriedigende Auskunft zu erlangen, ich ehre das, auch kann ich die Mutter und Schwester doch nicht fragen — aber dies tadelnswürdige Verhältniß, dicht bei einander zu wohnen und quasi für einander todt zu sein, läßt mir keine Ruhe. Hat sich Ihr Freund, wie nicht anders zu erwarten steht, gegen Sie ausgesprochen, so können Sie mich vielleicht in's Klare setzen, was dabei zu thun ist. Ich wollte, als ich in ein Verhältniß zu der Familie trat, dem nächsten Verwandten meiner Braut, der obenein mein Zuhörer gewesen, meinen Besuch machen und vielleicht zu einer Ausgleichung wirken, an die lex Cannuleja erinnernd, die einst eine viel größere Ständekluft durch

13*

Aufhebung des Eheverbots geschlossen — aber ich wurde ernstlich davon zurückgehalten. Wie steht es, amice? Sprechen Sie aufrichtig."

Gerhard konnte ihm der Wahrheit gemäß auch keine bessere Auskunft geben, wußte aber, da ihm dies Gespräch eben so peinlich, als die Verzögerung lästig war, sehr geschickt auszuweichen, so daß er weder seine Unwissenheit gestand, noch seinen Freund als einen starren, seinem verletzten Stolze jedes heilige Gefühl opfernden Sclaven des Vorurtheils darstellte. Der Professor kam dadurch auf denselben Gedanken, den auch Gerhard hegte: der unnatürlichen Spannung, welche der ganzen Gegend zum Aergerniß diente, mußte jedenfalls noch ein tieferes Geheimniß zu Grunde liegen.

Beide schritten denn endlich der Pfarrwohnung zu und der Pfarrer kam ihnen schon entgegen, um den Besuch, wenn er auch nicht ihm, sondern seinem Freunde und künftigen Schwiegersohne galt, in seinem Hause willkommen zu heißen. Hätte Gerhard Gelegenheit gehabt, auf dem Spaziergange die Braut länger zu beobachten und mit ihr zu sprechen, so würde er die Einladung abgelehnt haben, seine Absicht wäre erreicht gewesen, denn er hatte das Käthchen von Wüstemark, dessen Bild ihm nur in unbestimmten Umrissen, wie in romantischen Duft gehüllt vorgeschwebt hatte, ja nur einmal genau sehen wollen: welche andere Idee konnte er verfolgen? Ihn

ging es doch nichts an, daß sie dem alten Stubenburschen, Mitfuchs und Commilitonen ihres Vaters vielleicht zur Abtragung früher geleisteter Dienste zur Frau gegeben wurde! Ihr das junge Herz zu wecken, das wohl vor ihrem Bräutigam noch im süßen Zauberschlummer ruhte, konnte ihm doch nicht einfallen! Gesehen hatte er sie freilich, aber er fühlte sich durch diesen flüchtigen Moment nicht befriedigt und folgte daher gern der Aufforderung, die ihn in den Familienkreis des Pfarrhofes führte. Ihm war seltsam zu Muthe, als er die Schwelle des Wohnzimmers überschritt und die Pastorin ihn freundlich empfing, während ihre Tochter beschäftigt war, auf dem gedeckten Tisch einige ländliche Erfrischungen zum Frühstück zu ordnen. Gerhard fühlte keinen festen Boden unter sich: ob er sich im Unrecht fühlte, daß er hier war? Frau von Ingenheim ließ sich nicht sehen, er meinte, ihre Gegenwart würde ihm die richtige Haltung wieder gegeben haben. Für ihn war es nicht zum Nachtheil, daß er diese nicht in ihrer vollen selbstbewußten Sicherheit besaß; wie er jetzt erschien, zu seiner eigenen Verwunderung etwas befangen, war er in den Augen dieser einfachen Menschen viel liebenswürdiger, und der Professor konnte seinem Freunde Gentzer wie dessen Frau einen Blick lächelnder Befriedigung zuwerfen, der sie zu fragen schien: „Habe ich Euch zu viel von meinem liebsten Schüler erzählt?"

Ihm selbst, dem Attaché einer königlichen Gesandtschaft, der noch vor wenigen Tagen in ein „homerisches Gelächter", um classisch zu reden, ausgebrochen wäre, wenn er sich in einer ähnlichen Gesellschaft bei einem idyllischen Mahle unter dem niedrigen Dach eines Dorfgeistlichen gedacht hätte, wurde bald ganz heimisch zu Muth; es war der Zauber einer glücklichen Häuslichkeit, der vielleicht, wie er ihn nie gekannt hatte, so wunderbar schnell seine Macht auf ihn übte. Hier war Alles klar und durchsichtig; hier waltete die Liebe und wohnte der Friede. Der Pfarrer erschien ihm zwar nicht bedeutender, als gestern auf der Kanzel, aber in seinen Reden athmete eine Herzlichkeit, ein menschenfreundlicher Sinn, der den wohlthuendsten Eindruck machte. Ingenheim's Schwester war ein sanftes Wesen, ihr Auge, wenn es sich auf ihren Gatten oder die Tochter richtete, hatte eine Innigkeit, welche Gerhard wahrhaft rührte. Und Käthchen, dies liebliche, ihres Reizes unbewußte Kind, das so unbefangen auch mit ihm sprach, als hätten sie sich schon jahrelang gekannt! Eine halbe Stunde verging dem Gaste traumschnell und es war ihm wirklich wie Einem, der aus glücklichem Traume erwacht, als ihn der mächtige Schlag einer alten Wanduhr, welche draußen im Flur hing, an den Aufbruch mahnte. Er empfahl sich jetzt rasch mit wiedergewonnener Gewandtheit, man bat ihn wieder zu kommen, aber an Erich hatte man ihm nichts aufgetra-

gen — selbst der Professor hatte keinen Gruß für ihn. Doch entschuldigte er sich darüber vor der Thür, wo er Gerhard noch eine kleine Strecke begleitete. „Ich hätte freilich Herrn von Ingenheim, als ich hierher kam, meinen Besuch machen sollen; da das aber einmal, per tot varias causas, unterblieben ist, so habe ich auch kein Recht mehr, mich in sein Gedächtniß zurückzurufen. Sie aber, amice, werden doch nun wahrscheinlich, wenn Sie von Ihrer Begegnung mit mir und dem dadurch veranlaßten Eintritt im Pfarrhofe reden, von Ihrem Freunde endlich Aufschluß erhalten. Dann würde ich es für einen Beweis Ihrer dauernden Anhänglichkeit ansehen, wenn Sie mir davon seiner Zeit eine kleine schriftliche Notiz gäben, die mich schon übermorgen in meiner Heimath finden würde."

Ingenheim war von seinem Ritte zurückgekehrt und wunderte sich über Gerhard's Ausbleiben, da er dessen Abneigung gegen weite Fußwanderungen in reizlosen Gegenden kannte. Daß er dazu auch diese fruchtbare Aue rechnete, weil er andere Anforderungen an landschaftlichen Reiz stellte, als die Gegend von Wüstemark im Herbstgewande bieten konnte, wußte Erich. Er empfing ihn daher mit einer scherzenden Frage und so heiterm Gesicht, als Gerhard lange nicht bei ihm gesehen hatte; denn Erich war seit ihrem früheren Zusammenleben erschrecklich ernst

und alt geworden. Die prosaische Gegend, sein einsames Leben und, wie nun der Freund zu glauben anfing, die Verhältnisse in seiner Familie mochten dazu beigetragen haben. Warum blieb er aber hier? Mit seinem Vermögen konnte er sich doch überall eine Lage gestalten, die ihn befriedigte! Heut schien er nun auf einmal wie verwandelt — war ihm etwas Angenehmes widerfahren? Hatte er vielleicht auf seinem Ritte auch eine interessante Begegnung erlebt, die kleinen grünen Inseparables im Felde flatternd getroffen? Gerhard beantwortete die ihm gestellte Frage leichthin, daß er allerdings bei seiner Wanderung von überraschender Schönheit gefesselt worden sei, und ging sogleich zum neckenden Angriff über, welchen Erich, der sich dabei bisher immer schwerfällig gezeigt hatte, munter aufnahm. Er war wirklich Arneburg's begegnet und hatte von seinem Nachbar eine gute Nachricht erhalten.

„Eine glückliche Antwort vielleicht auf eine bescheidene Anfrage?“ entgegnete Gerhard.

Erich schien mit sich zu kämpfen; er sah einen Moment vor sich nieder und wurde ernst; dann blickte er den Freund mit seinen blauen klaren Augen an und erwiderte zu dessen höchster Ueberraschung, da er mit Bestimmtheit etwas Anderes erwartet hatte: „Herr von Arneburg hat von seinem Bruder, der im Ministerium des Cultus eine hohe Stelle bekleidet, die Nachricht erhalten, daß der Pfarrer Gentzer versetzt ist.“

„Erich!" rief Gerhard und faßte seine Hand. Jetzt war der Moment gekommen, wo ihm der Freund endlich sein Herz erschließen mußte. „Ich kann mir denken, daß diese Nachricht Dir lieb ist, sie befreit Dich von einem der peinlichsten Verhältnisse, die ich mir vorstellen kann, und wird vielleicht dazu beitragen, eine unnatürliche Spannung zu beseitigen, welche Deinem liebevollen Herzen weh thun muß. Geschehenes läßt sich nicht ändern, vollendeten Thatsachen muß man Rechnung tragen — im politischen und öffentlichen Leben, wie in der Familie. Die Versetzung stimmt gewiß auch mit den Wünschen der andern Familie überein, denn so viel ich weiß, kann ein Geistlicher nicht gegen seinen Wunsch versetzt werden — aber zu wissen schienen sie noch nichts; ich bin ihnen begegnet und durch Sardonius mit ihnen bekannt geworden."

Der Professor hatte ihm in seinen Abschiedsworten den rechten Weg gezeigt, wie er Erich seine Anwesenheit im Pfarrhofe darzustellen habe; sie erschien nun als eine rein zufällige, nicht zu vermeidende; daß er mit der bestimmten Absicht dazu schon ausgewandert, brauchte er Erich nicht zu erzählen.

Er hatte aber zu viel gesprochen und dadurch Erich, der im Begriff war, sich von seinem Gefühl des Augenblicks zur vollen Offenheit gegen ihn hinreißen zu lassen, Zeit gegeben, sich zu bedenken, auch mochte Gerhard's Erzählung von seiner Begegnung

mit der Familie, welche unwillkürlich einen sehr warmen Ton angenommen hatte, dazu beitragen, ihn wieder zurückhaltend zu machen. — „Hast Du meine Mutter gesehen?" war Alles, was er darauf erwiderte.

Gerhard konnte die Gegenfrage, wenn er sie auf den heutigen Morgen bezog, verneinen. —

„Aber Deine Schwester und Deine Nichte habe ich nicht blos gesehen, sondern, wie ich glaube, kennen gelernt," sagte er. — „Laß mich offen sein, Erich, da Du es nicht gegen mich bist. Du hast zwar meine Liebe zu Dir zum Pfande genommen, daß ich nicht über diese Verhältnisse sprechen soll, aber da Du heut selbst davon angefangen hast, so fühle ich mich aller Verpflichtung erledigt, oder vielmehr grade verpflichtet, hier versöhnend zu sprechen."

Ein schmerzlicher Zug wurde ihm bei diesem Worte in dem Gesicht des Freundes bemerklich, und Gerhard deutete ihn rasch. — „Oder wärst Du versöhnlich gestimmt," fragte er, „und fändest von der andern Seite kein Entgegenkommen? O, darin mußt Du Dich irren! Wer nur eine Weile mit Deiner gemüthvollen Schwester verkehrt hat, deren Wesen die Innigkeit selbst ist, wer da das unschuldige reizende Käthchen gesehen hat, der kann die sichere Bürgschaft für sie übernehmen; kann überhaupt, wenn Du die Hand der Versöhnung nicht verschmähst, von einem Hinderniß derselben die Rede sein? Der Pfarrer —

er hat doch wohl Grund, sie geistlich zu suchen — und die eigene Mutter —? Nein, Erich!" fuhr Gerhard fort, als ihn der Freund schweigend anhörte. „Du bist zu weit gegangen. Ich habe gedacht, daß bei Euch in diesem Winkel des «alten und befestigten Grundbesitzes» noch die strenggeschlossene Ritterphalanx stehe, in welche kein Arnold von Winkelried eine Gasse brechen könne, und darin die tiefe Verletzung gesucht, welche der Vorfall in Deiner Familie Dir zugefügt; aber wie ich theils von Dir, theils von Andern gehört habe, sind ähnliche Heirathen, ohne solchen Anstoß zu erregen, auch schon früher in hiesiger Gegend vorgekommen — ich habe Dir zu Liebe förmliche genealogische Studien getrieben, um Dich zu heilen! Frau von Arneburg zum Beispiel, was hast Du gegen die Dame? Und mehr als einer der Pächter und Förster, mit denen ihr eure Vollmondspicknicks in aller Gemüthlichkeit haltet, ist ja doch mit einer Frau adeliger Herkunft verheirathet und wird nicht von ihren Verwandten, um mit Sardonius zu reden, perhorrescirt! Wir sind unter uns, Erich, also können wir es schon gestehen, daß sich das Princip nicht mehr ganz durchführen läßt. Tempora mutantur!"

„Du thust mir Unrecht, Gerhard," erwiderte Erich, der seine volle Fassung wieder gewonnen hatte. „Du fassest das Verhältniß ganz falsch auf, weil Du es nicht kennst. Ich habe dasselbe nicht geschaffen, ich

fand es vor und kann es nicht ändern, so lange —" hier brach er ab, als fürchte er zu viel zu sagen. Doch fühlte er auch, daß der Freund doch ein Recht darauf habe, nicht ganz zurückgestoßen zu werden, wo der reinste Antheil aus seinen Worten sprach. — „Wenn Du meine Mutter dort gesehen hättest," setzte er hinzu, „so würdest Du vielleicht über das Ganze richtiger urtheilen. Ich kann Dir jetzt nicht mehr sagen, vielleicht verstehst Du mich. Die Zeit wird kommen, wo ich frei mit Dir sprechen kann."

Gerhard mußte sich damit begnügen. Die Andeutung Erich's schien der Mutter alle Schuld beizumessen; wie die Ehe ihrer Tochter, welche nach den Standesansichten für eine Mißheirath galt, nur durch ihre Einwilligung möglich geworden war, sollte auch die schroffe Spaltung der Geschwister ihr Werk sein? Wenn sich Gerhard die ganze Persönlichkeit der Schwester Erich's zurückrief und mit der ihres Bruders verglich, konnte er nicht zweifelhaft sein, wer der Versöhnung am meisten widerstrebte; sollte aber noch über Beiden, wie eine trennende Gewalt, der Einfluß der Mutter schweben? Er entschlug sich des Grübelns, das überhaupt seine Sache nicht war. Die „Logik der Thatsachen", welche der Kaiser der Franzosen als bedingendes Moment in die Staatskunst eingeführt, war dem jungen Diplomaten der modernen Schule durchaus einleuchtend und bestimmte ihn auch im gewöhnlichen Leben. Aber schwebende Fragen, die noch

nicht zu vollendeten Thatsachen geführt, hatten für ihn einen eigenen Reiz, und so konnte er sich von der Frage nicht losreißen, die mehr und mehr eine brennende in seinem Geiste wurde: warum das holde Kind, dessen Liebreiz und Unschuld auf ihn den tiefsten, ihm bisher durchaus fremden Eindruck gemacht hatte, dem Pedanten, der älter war als ihr Vater, dem Manne mit der Glatze und Brille, mit dem Borstenbart und den großen Rubinohren geopfert werden solle? Die thaufrische Rosenknospe dem grauen Speckkäfer! Morgen verließ er den Pfarrhof — die Trauringe waren noch nicht gewechselt, der Vater hatte den Segen der Kirche noch nicht über die unnatürliche Verbindung gesprochen. Daß Sardonius das Käthchen liebte, glaubte er wohl, obschon in seinem Benehmen gegen sie mehr der Ton eines gewissen väterlichen Patronats, als der einer aus dem Bücherstaube sich emporringenden Liebe hervorgeklungen war. Käthchen aber konnte ihn nicht lieben, achten konnte sie ihn, verehren den Freund des Vaters, aber lieben nimmermehr! Und dies unschuldige Herz, das noch im süßen Kindesfrieden schlummerte, würde es denn ewig schlummern? Würde es nicht einst doch in verhängnißvoller Stunde, vom Zauberklange geweckt, erwachen zu einem Gefühle, das sie in Kämpfen zwischen kalter Pflicht, die sie gelobt, und unseliger Neigung, der sie sich nicht hingeben durfte, namenlos unglücklich machen würde? Gerhard gerieth

bei diesen Gedanken selbst in Kämpfe, die er noch vor wenig Tagen mit dem bittersten Spott verfolgt hätte! Fühlte er sich etwa berufen, die Rosenknospe von dem grauen Käfer zu befreien — aus reiner Blumenliebe? Oder wollte er nur zu seiner eigenen Belohnung die Frage lösen, die ihm bei der Sinnesart der Eltern, so weit er sie kennen gelernt zu haben glaubte, ein psychologisches Räthsel war?

Er sagte dem Freunde offen, daß er der so aufrichtig ausgesprochenen Einladung, den Pfarrhof wieder zu besuchen, Folge leisten werde, und Erich erwiderte nichts darauf — was hätte er auch dagegen einwenden können? Indessen vergingen doch mehrere Tage, ehe Gerhard sich dazu entschloß, und als er gegen Ende der Woche wirklich den Gang antrat, fand er nur das Elternpaar zu Hause: Frau von Ingenheim war mit ihrer Enkelin verreist; wohin, das sagte man ihm nicht. Eben so wenig erfuhr er, ob die Nachricht von der Versetzung des Pfarrers schon eingetroffen sei; neue Anlagen, die er im Garten im Entstehen sah, schienen eher auf ein festes Bleiben zu deuten.

Die Unterhaltung war so unbefangen und einfach, als das erste Mal; ihn interessirte es heut in der Ausdrucksweise der Pastorin übereinstimmende Züge mit ihrem Bruder zu sehen, er fand sie aber nicht: die Geschwister, obgleich beide blond und blauäugig, hatten sonst äußerlich keine Aehnlichkeit, sie

schienen auch geistig sich ganz verschieden entwickelt zu haben. Kein Wunder! dachte Gerhard. Ueberdem hatte die Schwester wenigstens fünfzehn Jahre Vorsprung; eher hätte Erich mit seiner Nichte verglichen werden müssen, die nur drei Jahre jünger war, als er. Anfangs war dem Besucher heut, da er das Haus so leer fand, zu Muthe gewesen, als müsse er gleich, nachdem er den zur Bestellung übertragenen Abschiedsgruß seines Lehrers in Empfang genommen hatte, wieder umkehren, er blieb aber nachher doch so lange, daß er über sich selbst erstaunte und sich kleinstädtischer Rücksichten zieh. Beim Abschiede suchte er diese Selbstbeschuldigung zu entkräften, indem er ungezwungen nach der Reise und der Heimkehr der Braut fragte. Sie hatten den Bräutigam begleitet! Er wurde dadurch so unangenehm überrascht, daß sich der Eindruck in seinem Gesicht verrathen mochte, wenigstens sah ihn die Mutter verwundert an und erröthete. Er nahm aber jetzt rasch seinen Abgang und schalt sich unterwegs einen Neuling.

Konnte er seine Mienen wirklich noch nicht beherrschen? was ging es ihn überhaupt an, ob die Frau Großmutter mit der Braut sich der Sitte niederer Classen anschloß und die Wirthschaft des Bräutigams in Augenschein nahm? Der Speckkäfer war ein wohlhabender Mann, Gerhard entsann sich jetzt, daß er zuweilen geldbedürftigen Studenten mit Vorschüssen geholfen hatte — er sollte sehr schön einge-

richtet sein; was wollte das Käthchen mehr? Auf Wiedersehen denn als Frau Professorin! Unbestimmte, nicht eben ganz lautere Gedanken knüpften sich an diese Perspective Gerhard's und er kam, mit sich selbst in Zwiespalt gerathen, auf dem Schlosse an, als Erich eben vom Herrn von Arneburg verlassen wurde, der im Vorüberfahren nach einem benachbarten Orte hier eine Weile eingekehrt war. Netz benutzte die Begegnung, um sich nach der Versetzung des Pfarrers zu erkundigen, die ihn, weil er dessen Bekanntschaft gemacht, interessire. Arneburg sah Jugenheim schnell an, als wolle er sich erst über sein Verhalten Raths erholen, und fragte dann, ob im Pfarrhofe schon die Rede davon gewesen sei; als Gerhard das verneinte, mit dem Zusatze, daß er sich nicht berechtigt geglaubt davon zu sprechen, erwiderte Arneburg sehr erleichtert: „Es ist auch, soviel ich weiß, noch nicht officiell, nur eine vorläufige vertrauliche Mittheilung, die ich auch Sie, lieber Herr von Netz, als eine solche anzusehen bitte." Mit einer wiederholten Einladung zu übermorgen schied er.

Das sollte nun Gerhard's Abschiedsrolle in hiesiger Gegend sein! Gleich darauf wollte er Wüstemark verlassen, wahrscheinlich auf Niewiederkehr. Er hatte dem Freunde, als sie sich einst getrennt, das feste Versprechen gegeben ihn auf seinem Landsitze zu besuchen, war in dem Briefwechsel, den er mit ihm in unregelmäßigen Pausen unterhielt, mehrmals

an seine Zusage erinnert worden und hatte sie endlich jetzt in der Zwischenzeit erfüllt, in welcher er seine Anstellung bei der Gesandtschaft an einem fremden Hofe erwartete. Sein Aufenthalt hatte zwar durch die eigenthümlichen Verhältnisse seines Freundes und das reizende Käthchen von Wüstemark ein gewisses romantisches Interesse gewonnen, aber die Romantik mit ihrem „geheimnißvollen Halbdunkel, ihren ahnungsreichen Wald- und Bergschluchten und dem Rauschen unsichtbarer Wasser" war seinem auf das Praktische und Reelle des Lebensgenusses gerichteten Sinn ein unbehagliches Gebiet, aus welchem er sich, wenn es ihn einmal verlockt hatte, baldmöglichst wieder losriß.

Die letzten Tage, welche er in Wüstemark verlebte, waren vollkommen geeignet, ihn bei diesem Streben zu unterstützen. Das Landleben, dem er nun einmal keinen Geschmack abgewinnen konnte, zeigte sich ihm von der nüchternsten Seite, als er Erich bei seinen gutsherrlichen Anordnungen begleitete, bis in die Scheunen zu den Dreschern, bis in die Kornböden hinauf. Wäre wenigstens noch das Landvolk und seine Tracht für den Schönheitssinn befriedigend gewesen! Dann kam die Gesellschaft in Remsleben, wo er die ganze Nachbarschaft sah. Wenn er von einem aristokratischen Winkel in dieser den social-republikanischen Schienenwegen unzugänglichen Niederung und von einer geschlossenen Ritterphalanx geträumt

hatte, und seines Irrthums noch nicht vollständig überführt war, so diente der Tag von Remsleben dazu, auch den Rest dieses Traumes zu verscheuchen. Nie hatte er eine seltsamere Composition von Gesellschaft gesehen, alle Elemente der menschlichen Natur schienen sich hier kaleidoskopisch gemischt zu haben. Er konnte nicht in Abrede stellen, daß manche Persönlichkeit, die er nur flüchtig beobachtet, wohl einer nähern Bekanntschaft werth gewesen wäre, er hörte manches gediegene Urtheil über Dinge, die nicht in den engen Kreis localer Interessen gehörten, und sah auch unter den Frauen und Mädchen mehr Frische und Lieblichkeit, als er in einer ganzen Saison am Hofe und in den vornehmsten Routs der Gesandten und Minister unter vielen hundert Salondamen gefunden hatte — aber Prosa, die allerbaarste Prosa, Kattun, wie Heine sagt, wenn auch nicht in der leiblichen Toilette, doch in dem ureigensten Habit des Geistes! So glaubte er wenigstens absprechend urtheilen zu können, da er nicht begriff, daß Frauen, welche der großen Welt fern stehen, nicht ihre Schätze des Geistes und Gemüths zur Illustrirung ihrer Person zur Schau tragen, daß sie es verschmähen, sich durch Prunken damit geltend zu machen, daß sie nicht entgegenkommen, sondern aufgesucht sein wollen.

Die beiden Töchter vom Hause schienen ihm fast die Einzigen, welche eine feinere Erziehung verriethen, aber sie waren manierirt, und nicht im besten Ge-

schmacke, die kleinen, wiederum bis auf jede Falte gleich costümirten Sympathievögelchen. Heut konnte er sie endlich unterscheiden, als er sich eine Weile mit Beiden lebhaft genug unterhalten hatte: sie nannten sich in zärtlicher Gewöhnung aus dem Stift her, wahrscheinlich seit ihren ersten englischen Vocabeln, my dear und my love. Dear war etwas größer als Love und hatte dunkleres Haar, sonst konnte er an ihnen keine große Verschiedenheit bemerken.

„Möchtest Du nicht die Geschichte des Grafen von Gleichen wiederholen?“ fragte er Erich, den er später in angelegentlichem Gespräch mit den Schwestern belauscht hatte. „Der fromme Kreuzfahrer hat mit Erlaubniß des heiligen Vaters zu seiner Ehefrau noch die Saracenin, die ihm das Leben gerettet, heimgeführt — sollte der ministerielle Bruder des Herrn von Arneburg Dir nicht zum Besten seiner unzertrennlichen Nichten einen gleichen Indult auswirken können?“

Erich fand den Witz schlecht, nahm ihn aber nicht so grämlich auf, wie Gerhard neuerdings von ihm gewohnt war, und dieser glaubte im Laufe des Tages, als die Gesellschaft sich zum Tanz und Jubel der Landleute begab, und zum Theil hineingezogen wurde, alles Ernstes wahrnehmen zu können, daß der Freund sich wirklich für eine der kleinen Schwestern interessirte. Ob für Love oder für Dear, hätte sich nur bei einer schärfern kritischen Ueberwachung seiner

Blicke und Worte feststellen lassen, da sich die Mädchen kaum auf Minuten trennten; ihm war ein so rührendes Zusammenhalten noch niemals vorgekommen. Für ihn jedoch konnte die Entscheidung gleichgültig sein: Dear erschien ihm so wenig begehrenswerth als Love, die Verlobungskarte mußte ihn bald ins Klare setzen, das künftige Ehepaar sah er heut zum letzten Male zusammen. Nach Wüstemark kam er wohl in seinem Leben nicht wieder.

Diesen Beobachtungen wurde er durch ein robustes Bauermädchen entrissen, das ihn mit einem verschämten Lachen zum Tanz aufforderte; er stürzte sich denn mit Todesverachtung in den wilden Strudel, den er bisher nur vom sichern Ufer aus beobachtet hatte. Schwere Arbeit für ihn, der den spiegelglatten Boden des Parkets und weniger durch festen Kern als durch Balast von meilenweitem Kleiderstoff und Stahlreifen belastete Damen der höchsten Kreise gewohnt war! Auf den rauhen Dielen, mit einer Tänzerin im Arm, deren Realität er zwar alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, die aber einiger Kraft bedurfte, um in Schwung gesetzt zu werden, — eine sehr schwere Arbeit für ihn! Er mußte sich Beifall errungen haben, denn kaum abgetreten und noch athemlos, wurde er schon von einer zweiten, dann von einer dritten ländlichen Schönheit zum Tanz geholt, und er schlug es nicht ab, zu seinem eigenen Erstaunen! War er denn auch angesteckt von der ängstlichen Rücksichtnahme

sich nichts verdenken zu lassen, welche in beschränkten Kreisen weht? hatte er die Pflicht der Selbsterhaltung ganz vergessen?

Endlich rettete er sich verzweiflungslos durch einen Sprung an das Land — auf die unfruchtbare Sanddüne der alten Damen. Hierher wagten sich die angreifenden Tänzerinnen nicht. Frau von Arneburg hatte sich über seine Theilnahme an der allgemeinen Belustigung, die nur einmal im Jahre wiederkehrt, gefreut und nahm ihn jetzt an ihre Seite. Sie fragte ihn aus über Alles, was sie auf dem Herzen haben mochte, über seine persönlichen Verhältnisse, über sein gewiß angenehmes Leben mit dem Freunde, der ihn so lange schon erwartet hatte, über die Bekanntschaften, die er gemacht, und warf zuletzt auch, gleichsam verloren, die Frage hin, ob er das Brautpaar neulich in der Kirche gesehen habe. Die Rolle, ausgepreßt zu werden, war Gerhard neu und belustigte ihn sehr; es kam ja auf ihn an, wie weit er der Pression nachgeben wollte — bei der letzten Frage fiel ihm aber ein, daß er hier vielleicht in aller Gemüthlichkeit Aufschlüsse erhalten könne, die ihm bis jetzt versagt geblieben waren. Er ging daher auf die Frage ein und äußerte seine Verwunderung über ein so ungleiches Brautpaar, ungleich sowohl an Jahren als an Sinnesart, wie er den Professor, seinen frühern Lehrer, kenne. „Ein braver Mann,“ setzte er hinzu, „aber der Pedant und Bücherwurm als solcher!

Ich begreife nicht, wie er für das junge Mädchen nur Augen gehabt und gar um sie geworben hat."

„Kennen Sie die alte Frau von Ingenheim näher?" entgegnete die Arneburg.

Wiederum dieselbe kaum mißzuverstehende Andeutung! War die alte Dame wirklich die Schicksalsnorm, welche Alles in ihrer Familie bestimmte?

„Ist Frau von Ingenheim der faiseur gewesen?" fragte er gleich, um sich den gebotenen Faden nicht wieder entschlüpfen zu lassen, und als die Arneburg ihn über den Ausdruck, der ihr vielleicht noch nicht vorgekommen war, etwas zweifelhaft ansah, erklärte er ihn: „Hat sie diese Partie zu Stande gebracht?"

„Wer sonst!" erwiderte die Wirthin. „Alles, alles, guter Herr von Netz. Das werden Sie besser wissen, als ich. Mir thut nur der arme Herr von Ingenheim leid! Ein wahres Glück für ihn, daß es endlich gelungen ist Gentzer eine andere Stelle zu verschaffen, erst dann wird wieder Friede einkehren. Die guten Leute können wir auch bedauern, es sind wirklich sehr liebe Menschen, die man unter andern Umständen gern zum näheren Umgang wählen würde."

Damit war Gerhard einverstanden, er hatte auch den Frieden, von welchem die Arneburg sprach, im Pfarrhofe nicht vermißt; sie mochte das aber wohl auf Erich beziehen. Hatte dieser nun daran gearbeitet, seinen Schwager aus der Gegend zu entfernen

und dadurch das drückende Mißverhältniß los zu werden? Das mußte Gerhard noch wissen!

„Ei, was denken Sie!“ entgegnete die Arneburg. „Der würde sich jeden Schritt als eine Sünde gegen das vierte Gebot gerechnet haben. Sie kennen natürlich Herrn von Ingenheim besser als ich; so werden Sie auch wissen, daß Andere immer zu seinem Besten handeln müssen. Er läßt Alles zu sehr gehen, es wird ihm zu schwer sich zu entschließen —“ hier warf sie gleichsam unwillkürlich einen Blick zu ihren beiden Töchtern hinüber, welchen sich Gerhard zu ihren Worten passend deutete: am Ende erwartete die alte Dame von ihm, daß er als Werber für seinen Freund aufteten sollte.

„Ich verstehe Sie, gnädige Frau!“ erwiderte er. „Ihr Herr Gemahl als Freund Ingenheim's und vielleicht schon seines Vaters —“

„Gewiß war mein Mann mit dem alten guten Ingenheim sehr befreundet,“ bestätigte die Arneburg. „Wäre der nur noch ein halbes Jahr am Leben geblieben, so wäre Alles anders geworden; Ulrike war ja schon von ihm einem andern Manne bestimmt. Aber das war's eben, das war's eben!“ Sie sah sich vorsichtig um, als erschrecke sie, etwas Gefährliches gesagt zu haben. — „Nun, mein guter Netz, Sie wissen das besser als ich. Es ist Gras drüber gewachsen, wir wollen nicht weiter davon reden. Mein Mann hat allerdings die Versetzung in aller Stille

durch seine Connexionen endlich bewirkt, es war eine Freundespflicht. Die Gemeinde aller vier Dörfer wird damit nicht zufrieden sein, denn Gentzer ist sehr beliebt und wirklich ein wahrer Seelsorger, aber er kann die Stelle nicht ausschlagen, denn sie ist zugleich sehr ehrenvoll. — Das kleine Käthchen wird anders geopfert, als ihre Mutter! Hier war doch wirkliche Liebe bei ihr — das Käthchen aber weiß davon wohl noch nichts und würde am wenigsten dem alten häßlichen Manne ihre Liebe schenken, der mir in der Kirche immer die ganze Andacht stört, weil ich kein Auge von ihm verwenden kann."

„Warum aber, gnädigste Frau? Ich bitte Sie, warum?"

„Ja, warum!" entgegnete die Arneburg. „Fragen Sie die — Alte! Die ist unergründlich wie das schwarze Meer, sagt mein Mann."

Das abgesonderte Gespräch, das nur durch das allgemeine Interesse am Tanz der sehr buntgemischten Paare möglich geworden war, mußte jetzt schnell abgebrochen werden, da sich andere Gäste der Frau vom Hause angenehm machen wollten, und Netz zog sich zurück. Er sah, daß, nachdem die Pflichttänze mit der Bauernschaft abgethan waren, jetzt auch die Gäste unter sich zum Tanzen antraten, und konnte es daher nicht umgehen, die Töchter des Hauses, erst Love, dann Dear, in die Reihen zu führen. Getrennt gewann Jede an Interesse, er mußte

das zugestehen, die Unterhaltung mit ihnen war leicht und angenehm, sie verriethen wirklich eine feine Bildung, ohne sich damit zu zieren, schienen vertraut mit Lectüre, Kunst und Bühne, da sie gewandt auf seine Anspielungen eingingen, und ließen sogar zuweilen etwas harmlosen Witz aussprühen. Hätten sie nur die fatale Angewöhnung gelassen, sich mit den englischen Liebesworten zu nennen! Wenn es Erich gut mit ihnen meinte, mußte er ihnen das rathen. Erich lachte, als er ihm diese Zumuthung that, er war überhaupt in so heiterer Stimmung, wie ihn Gerhard noch nicht gesehen hatte, wozu vielleicht auch die Gewißheit beitrug, welche Frau von Arneburg sehr richtig als Befreiung von einem drückenden Mißverhältniß bezeichnet hatte. Bei dem Mahle, welches das Fest beschloß, glaubte Gerhard, der mit ihm bei den Schwestern saß, auch bemerken zu können, für welche er sich entschieden hatte: es war Love, die jüngere, kleinere, deren eigentlicher Name Camilla war.

Als sie dann Abschied genommen hatten, Gerhard, wie er meinte, für immerdar, konnte er nicht umhin, dem Freunde auf dem Wagen bei der Heimfahrt Glück zu wünschen, und Erich drückte ihm stumm die Hand. Seltsamerweise sprachen Beide auf dem ganzen Wege kein Wort mehr. Gerhard fühlte sich wunderbar bewegt: ein ganz anderes Bild, als das seines glücklichen Freundes vereint mit dem Mädchen seiner Wahl, über das er jetzt nicht mehr spotten



konnte, ging in jenen klaren Umrissen vor seinem innern Auge auf, das Bild eines andern Brautpaares, dem die Weihe der Liebe von einer Seite wenigstens fehlen mußte. Hatte denn Käthchen, die er kaum gesehen, wirklich einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich sofort mit ihrem Schicksal als Braut und Gattin des alten Sardonius beschäftigte? Hätte er nicht besser mit einem classischen Citat im Geiste des Professors rufen sollen: „Was ist mir Hekuba?" Wenn er sie wieder sah, war sie schon Frau Professorin, stopfte vielleicht dem Gatten die Morgenpfeife und rauchte sie wohl gar mit ihrem Rosenmündchen an! Viel Glück und Vergnügen!

Er hatte seine Abreise unwiderruflich auf den nächsten Tag bestimmt und ließ sich durch Erich's Bitten, aus welchen nicht undeutlich durchblickte, daß vielleicht nächstens für ihn eine Entscheidung seines Glückes zu hoffen sei, nicht mehr zurückhalten. Auch band er sich durch kein Versprechen für die Zukunft. Wenn er einst kommen könne, würde er sich einstellen. Der leichtfertige Scherz, daß er sich eine der späteren Pathenstellen vorbehalte, wollte ihm nicht über die Lippen; er war auch schon der schweren Luft von Wüstemark erlegen! Abends, als er eine Weile im großen Saale allein war, trat er noch einmal mit gehobenem Lichte vor das Bild der schönen Frau, welche er für den Dämon der Ihrigen ansehen mußte. Der Blick ihrer Augen hatte etwas Dämonisches, aber

im bezauberndsten, fesselndsten Sinne! Unergründlich wie das schwarze Meer hatte man ihre Seele genannt, und dem Beschauer fiel bei seiner Prüfung des reizenden Bildes die Stelle aus dem Taucher ein: warum wollte er die Geheimnisse ergründen, welche vielleicht „gnädig mit Nacht und Grauen bedeckt“ waren?

Im Pfarrhofe war schon Leben, als Gerhard bald nach Tagesanbruch vorüber fuhr. Die Pfarrerin stand im Garten und schnitt Georginen ab, von denen hier ein schöner Flor stand. Gerhard grüßte sie nur im Vorbeifahren, vielleicht sah er sie im nächsten Jahre bei der Frau Professorin wieder; eine gewisse Bitterkeit regte sich gegen die Mutter, daß sie ihr Kind nicht gegen eine solche Verbindung geschützt habe. Hinweg damit!

Die Reise bis zur nächsten erreichbaren Eisenbahn war sehr langweilig für ihn. Wie bequem auch der Wagen, wie rasch Jugenheim's Gespann, immer blieben es doch sieben volle Stunden in einer Gegend, welche nur für rationale Landwirthe wegen ihrer strotzenden Fruchtbarkeit Anziehungskraft haben konnte. Gerhard athmete erst wieder frei auf, als er von fern den Pfiff einer Locomotive hörte und den wallenden Dampf eines dahinbrausenden Bahnzuges sah. Das war nicht der seinige, der erst aus entgegengesetzter Richtung in einer Stunde kommen sollte, in-

dessen war doch wenigstens der Bahnhof erreicht. Hier fand er noch ein Gefährt, die Kutscher grüßten sich und Netz hörte auf Befragen, es sei des Pastors „Geschirr", die gnädige Frau solle heut mit der Enkelin zurückkommen, der Zug, mit dem sie erwartet worden, habe sie aber nicht gebracht, und der Kutscher sei nun in Verlegenheit, was er thun solle. „Natürlich warten bis zum nächsten Zuge!" rieth Gerhard, dem die Nachricht das Blut unruhig gemacht hatte. Wenn die alte Norne zu rechter Zeit angekommen wäre, hätte er sie hier mit Käthchen getroffen und wenigstens noch eine kurze Zeit mit ihr zugebracht; nun brausten sie wohl an einander vorüber, ohne daß er die Braut recht ins Auge fassen konnte! Die Züge trafen sich jedoch nicht hier, wie er glaubte, sondern erst später auf einem sogenannten Haltpunkt, wo sich die Zweigbahn, welche Frau von Jugenheim nach Angabe des Pfarrknechts brachte, dem Hauptschienenwege anschloß. Gerhard's Zug mußte dort eine Viertelstunde warten, er stieg aus dem Coupé und trat in das Haus, das noch aus der ersten Anlage stammte und mehr als einfach war. Im Wartezimmer nur ein großer Tisch und hölzerne Bänke, keine Restauration, daneben die Expedition, auf der andern Seite Stube und Kammer des Expedienten — Reisende waren nicht vorhanden, sonst kein Mensch zu sehen, auffallende Stille im ganzen Hause!

Da öffnete sich rasch die Thüre des Nebenzim-

mers und mit allen Zeichen der Angst stürzte ein junges Mädchen herein.

„Um Gotteswillen, liebe Frau!“ Die Gesuchte war nicht da — das Mädchen erbebte bei Gerhard's Anblick, auch er war betroffen: Käthchen stand vor ihm, die schönen Augen voll Thränen, die reinen Züge ihres holden Gesichts von bitterer Angst entstellt. — „Meine Großmutter!“ rief sie, die Hände, wie um Hülfe, zu ihm erhebend. „Sie ist krank geworden! Sie stirbt!“

Er sagte ihr ein Wort der Beruhigung und folgte ihr schnell in die Kammer hinter der angrenzenden Stube. Da lag auf dem Bette des Hausbewohners Frau von Jugenheim, augenscheinlich schwer krank — sie schien bewußtlos zu sein, aber krampfhafte Zuckungen bewegten ihre entfärbten Züge, wie ihre geschlossenen Augenlider, die Fluth des Lebens, wie Gerhard zu erkennen glaubte, war im Verrinnen. Welche schreckliche Lage für das arme Kind — hier mit der sterbenden Frau verlassen! Was sollte Gerhard thun? Er war einen Moment selbst rathlos — ärztliche Hülfe konnte hier nicht zu schaffen sein. Katharina war auf ihre Kniee gesunken, sie hielt die Hand der Kranken, welche über das Bett herabhing, und küßte sie — alle Fassung, jede Rücksicht auf den Fremden hatte sie verloren, doch suchte ihr Auge, in Thränen schwimmend, das seinige. Gott hatte ihn zur Hülfe gesandt, wo die Noth am größten war.

„Ich will einen Arzt suchen!“ sagte er schnell und eilte hinaus. Noch hielt sein Zug — der andere von der Zweigbahn ließ eben sein Signal erschallen. — „Ist ein Arzt unter den Mitreisenden?“ fragte er mit lauthallender Stimme. Köpfe aus allen Coupés, neugierige oder mitleidige Augen überall, aber keine Antwort! Der andere Zug hielt schon, die Conducteure trieben zum Aussteigen und Uebergehen — noch einmal wiederholte Gerhard seinen Ruf, einige Gegenfragen ließ er unbeantwortet, da kein Arzt sich meldete, und der Zug setzte sich in Bewegung. Er mußte ohne Trost und Hülfe zu Katharina zurückkehren. Jetzt fand er die Frau des Bahnexpedienten bei ihr, welche nur in der Eile nach der Küche gelaufen war, um irgend ein Hausmittel auf gut Glück zu bereiten. Katharina blickte ihm hoffend entgegen.

„Ich bleibe bei Ihnen, ich verlasse Sie nicht,“ sagte er bewegt, indem er sich näherte, um die Kranke zu beobachten. Diese war jetzt ruhiger, doch konnte man die Athemzüge ihrer heftig arbeitenden Brust hören. — „Ist denn zum nächsten Ort nach einem Arzte geschickt?“ fragte er die Frau, welche rathlos stand und nur immer das arme Mädchen, das mit der plötzlich erkrankten Frau schon den vorigen Zug verlassen hatte, mitleidig anblickte.

„Die nächste Stadt ist drei Stunden entfernt, vor sechs, sieben Stunden könnte kein Doctor hier sein,“ war die Antwort.

„Aber die nächste Telegraphenstation?“ fragte er.
Das war gewiß noch unpraktischer, wer konnte überhaupt hier noch helfen? Gerhard beruhigte sich aber nicht, er bestand darauf, daß sofort ein Bote bestellt wurde, und ging, nachdem er Katharina, die so dankbar zu ihm aufsah, tröstlich zugesprochen hatte, zu dem Beamten, der noch in seiner Expedition war. Dieser sollte Rath schaffen; er wußte aber auch keinen andern als nach der Stadt zu schicken, wenn es denn durchaus ein Doctor sein mußte. Auf dem Lande behilft man sich gern ohne Arzt, so lange es geht, und wenn es nicht mehr geht, kann auch der Arzt nicht helfen. Die Dame war nicht lange vor der Ankunft des Zuges im Coupé plötzlich krank geworden, und hatte sich gleich so verschlimmert, daß sie hier, wo der Anschluß an die Hauptbahn war, hatte bleiben müssen, nun schien es gar mit ihr zu Ende zu gehen und es war noch für das arme junge Mädchen ein Glück von Gott, wie der Beamte sagte, daß ein Freund von ihr gekommen war, um sich ihrer anzunehmen. Gerhard hatte unterdessen schon einen dringenden Brief ohne Adresse, an einen beliebigen Arzt abzugeben, für den bestellten Boten geschrieben, schärfte es dem Beamten ein, diesen zur möglichsten Eile zu treiben, fügte reichlich Geld hinzu, damit der Arzt gleich Extrapost nehme, und ging nun zu Katharina zurück, die wieder einiges Vertrauen gefaßt hatte, daß sich die Großmutter von dem Anfalle

erholen werde. Sie hatte ja vor zwei Jahren schon einen ganz ähnlichen überstanden und war nachher viel gesunder gewesen, als zuvor. Die Gegenwart eines Freundes war ihr ein großer Trost: ihr Verlobter hatte ja über seinen Lieblingsschüler so vortheilhaft gesprochen, sie fühlte sich ganz sicher unter seinem Schutze.

Auch der Athemzug der Kranken hatte sich beruhigt, als er wieder eintrat. Ihr fieberhafter Zustand schien in sanften Schlummer überzugehen — vielleicht in den letzten ewigen, dachte Gerhard, aber er sprach es nicht aus. Ihn kümmerte die Leidende nur um ihrer Enkelin willen. Er sagte dieser, daß nach dem Arzte geschickt sei, bat sie nun auch an sich zu denken und die Schlummernde ihrer Ruhe zu überlassen, er hatte die Magd aus dem Hause schon in Anspruch genommen, sie zu bewachen.

„Erholen Sie sich, Fräulein Käthchen, kommen Sie in die freie Luft, dieser Anblick greift Sie zu sehr an!" sagte er leise zu dem Mädchen, das sich immer wieder lauschend zu der Kranken neigte. — „Ich bitte Sie im Namen Ihrer Eltern — schonen Sie sich! In einigen Stunden kommt der Arzt, morgen begleite ich Sie mit der Kranken nach Wüstemark zurück — Sie dürfen sich gar keine Sorgen machen! Sehen Sie doch, wie ruhig sie schlummert!"

Wie innig dankte ihm der Blick ihrer schönen blauen Augen! Sie reichte ihm stumm die Hand,

zog sie aber gleich, als werde sie sich bewußt, daß er ihr doch nur ein Fremder sei, erröthend zurück und gehorchte seiner Mahnung, nachdem sie das Mädchen noch dringend gebeten hatte, sie bei der leisesten Regung ihrer Großmutter zu rufen.

Der kurze Herbsttag neigte sich; durch die Weidenallee, welche die Aussicht vom Bahnhofe jenseit der Wiesen beschränkte, schimmerte ein feuriges Abendroth, wie es oft um diese Jahreszeit den ganzen Westen durchflammt, beständiges Wetter verkündend. Katharina setzte sich traurig auf die Bank und sah in die einförmige Landschaft hinaus. Was mußten die Eltern von dem Ausbleiben denken! Die Großmutter, wie sie stets Alles genau bestimmte, hatte den Tag und den Bahnzug schon bei ihrer Abreise angegeben, wann sie von der Station mit dem Wagen abgeholt sein wollte; sie änderte ihre Entschlüsse nie, auch wenn sie sich übereilt hatte — die Eltern mußten also schon wissen, daß ein Unglück geschehen sei. Nachricht zu geben, war unmöglich, und noch manche Stunde, vielleicht ein ganzer Tag mußte vergehen, ehe sie wieder geborgen in ihrer geliebten Heimath war. Wie aber, wenn die Krankheit der Großmutter die ganze Reise morgen unmöglich machte? Von diesem plötzlichen Gedanken erschreckt, wandte sie ihre Blicke unwillkürlich dem Manne zu, der ihr einziger Trost und Schutz in ihrer hülflosen Lage war, und ihr Auge begegnete dem seinigen, das, während sie traurig hinaus

in die Ferne geschaut, wie festgebannt auf ihr geruht hatte. Von dem räthselhaften Ausdrucke seines Auges, den er überrascht nicht gleich bemeistern konnte, wurde sie betroffen und befangen, sie erröthete wieder, ohne sich bewußt zu sein, warum, und auch er war einen Moment verlegen, daß er sich schämte und nur rasch einige Worte sprach, um das zu verbergen. Sie äußerte nun ihre Besorgniß, welche sie wieder aller Hoffnung beraubte. Bei dem ersten Anfalle hatte die Großmutter acht Tage krank darnieder gelegen. Gerhard wußte auch dafür Trost. Möglich, daß der Arzt die Reise für morgen verbot, dann mußten sie sich hier einrichten, so gut es ging, und ein Brief mit dem Bahnzuge bis zu der letzten Station, von da durch einen Eilboten noch Wüstemark zu befördern, konnte den Eltern Nachricht geben. Bis zur Ankunft des Vaters, die sich in Folge der Kunde erwarten ließ, würde Gerhard natürlich hier bleiben.

„Schon heut haben Sie unsertwegen Ihre Reise unterbrochen! Wie soll ich Ihnen nur danken!" sagte Katharina, der seine Worte immer das Vertrauen wieder gaben. Von Neuem begegneten ihre Augen den seinigen mit einem Blick von solcher Innigkeit und zugleich so heiliger Unschuld voll, daß ihn ein süßer Schauer durchzuckte. Kein Gedanke seiner Seele in diesem Momente, der ihrem Vertrauen nicht lauter und rein entsprochen hätte!

Sie sprach nun ruhiger zu ihm, sie konnte ihm

schon erzählen, wie Alles gekommen war. Auch von ihrem Verlobten sprach sie, ungezwungen und freundlich — Gerhard schärfte sein Ohr und sein Auge, um an dem Klang ihrer Stimme, an dem Ausdruck ihrer Miene zu erforschen, ob ein tieferes, mädchenhaftes Gefühl nicht doch für den ihr bestimmten Mann erwacht sei: aber er glaubte die Frage verneinen zu können. Beide saßen wohl eine Stunde zusammen, Käthchen war zweimal in der Kammer gewesen und hatte durch den beruhigenden Wink der Magd, die am Bette saß, erfahren, daß die Kranke noch schlummere, der Beamte hatte den Abgang des Boten längst gemeldet und seine Frau die Anstalten zur Nacht mit den Gästen berathen, für welche sie doch nun sorgen mußte. Gerhard war ihrer Menschenliebe noch durch die Aussicht auf eine reiche Vergütigung zu Hülfe gekommen. In Käthchens kindliches Gemüth kehrte schon der Friede allmählich zurück. In welcher Verzweiflung war sie gewesen, wie hatte die Verlegenheit mit der sterbenden Großmutter in der Fremde ihr alle Kraft geraubt! Nun hoffte sie wieder das Beste: morgen kam gewiß ihr Vater, dann war ja Alles gut.

Die Kammer war nun für die Kranke von den Hausbewohnern ganz geräumt, dort sollte die Enkelin bei ihr ruhen und die Magd als Wärterin bleiben; für den Beamten und seine Frau war anderwärts gesorgt, Gerhard hatte selbst ein Strohlager abge-

lehnt, er wollte im Wartezimmer sich behelfen. So trennte sich Käthchen von ihm, als eben der Nachtzug ankam, der hier nicht anhielt. Sie fragte noch, wann der Arzt wohl eintreffen könne, und begab sich dann in ihre Kammer, wo sie die Kranke friedlich schlummern fand, ihr Dankgebet sprach und sich in den Kleidern auf das Bett legte, um jeden Moment bereit zu sein. Kaum hatte sie sich niedergelegt, als sie aufgeschreckt wurde: die Großmutter regte sich und fing an im Schlaf zu sprechen. Käthchen stand rasch auf, die Wärterin sagte ihr leise, daß die Kranke schon mehrmals ein paar Worte gesprochen habe, dann aber wieder ruhig geworden sei.

„Ulrich!" hörte Katharina jetzt ganz laut in einem harten Tone. Wen rief die Großmutter? die Enkelin kannte Niemand, der so hieß.

„Es ist Dein Unglück, Ulrich!" klang es drohend von den Lippen der Kranken, deren Schlaf unruhig wurde. Der Laut war bis in die Stube daneben gedrungen; Gerhard, der noch in stürmisch aufgeregten Gedanken bei seinem einzigen Lichte saß, wurde aufmerksam und öffnete leise die Thür. Seine Erscheinung war Käthchen ein Trost, sie fühlte sich von einem tiefen Grauen befangen, da die Großmutter die Augen aufgeschlagen und sie angestarrt hatte, ohne auf ihre innige Frage, wie es ihr gehe, eine Antwort zu geben. Auch den Eintretenden, auf welchen gerade der Schein des verdeckt gestellten Lichtes

fiel, starrte sie jetzt an. „Komm her, Johannes!“ sagte sie milder, als vorher. „Fürchte Dich nicht vor mir, wie alle Menschen. Du hast nichts von mir zu befürchten — eher stürbe ich selbst, als daß ich Dir ein Leides anthäte.“

Bei dem Namen Johannes war die Enkelin schmerzlich bewegt worden: Johannes hieß ihr Vater, glaubte die Kranke in ihren Phantasien, daß der Vater schon gekommen sei? Gerhard näherte sich leise, und trat dadurch wieder in das Halbdunkel, das um das Bett der Leidenden herrschte; er suchte Käthchen, die in äußerster Besorgniß war, durch Blick und Winke zu beruhigen. Der Magd gab er ein Zeichen, sich zu entfernen: eine Zeugin der im Fieberwahn gesprochenen Worte war nicht zu dulden.

Nach einer Weile fing die Kranke in einem schneidenden Tone an: „Glaubt ihr, daß er todt ist?“ —

Sie richtete sich kräftig auf; die Enkelin neigte sich zu ihr, beschwor sie, sich zu besinnen, liebkoste sie weinend, aber die alte Frau war den Geistern, die sie heimsuchten, zum Raube geworden: „Geh fort, Ulrike!“ sagte sie hart. „Dich will ich nicht bei mir. Ihr da, was seht ihr mich an und zeigt mit Fingern auf mich? Glaubt ihr, daß er todt ist, und gebt mir die Schuld? Seht nach, ob er im Sarge liegt! Er hat sich nur verstellt, hat sich ein Schlupfloch gelassen und ist in die weite Welt gegangen, um



eurem Glücke nicht hinderlich zu sein, Kinder!" setzte sie mit einem liebevollen Blicke hinzu, der Katharina durch die Seele schnitt. „Tretet her, Beide! Dicht zu mir!"

„Großmutter — ich bin es ja, Dein Käthchen ist bei Dir!" rief sie trostlos und Gerhard glaubte die Kranke durch seine Rede aus ihren wüsten Phantasien, die ihm selbst Grauen einflößten, aufschrecken zu müssen. Auch er trat an ihr Bett. Da faßte sie plötzlich in der Hast des Wahnsinns nach seiner Hand, ergriff dann auch Käthchens Hand und legte beide mit einer Kraft, der sie nicht widerstehen konnten, in einander. „Meinen Segen! Meine Liebe!" rief sie inbrünstig. „Fluch dem, der euch trennen will!" Und mit diesem letzten Wort sank sie zurück: der Todeskampf, über welchen Gerhard keinen Moment zweifelhaft blieb, trat ein, und während Katharina in Angst und Entsetzen sich noch um sie bemühte, war schon alle Hoffnung vorüber. Als sie sich dieser Ueberzeugung, welche Gerhard schonend in ihr vorzubereiten suchte, nicht länger verschließen konnte, verlor sie alle Geisteskraft, sie war nur ein schwaches, hülfloses Kind, das verloren ist, wenn Niemand sein sich erbarmt; sie schwankte und wäre zu Boden gesunken, wenn Gerhard sie nicht unterstützt hätte, in Selbstvergessenheit neigte sie einen Moment ihr Haupt an seine Brust, ihr einziger Hort in dieser Noth! Aber jäh zur Besinnung kommend, trat sie rasch und erschrocken

zurück und er sagte tief erschüttert: „Ich bin Ihr Freund! Ich bleibe Ihnen treu für das ganze Leben!“

Alles, was geschehen konnte, wurde nun von seiner Seite angeordnet. Auch der Arzt kam an; durch einen glücklichen Zufall hatte ihn der Bote unterwegs getroffen und gleich bewogen mit ihm zu fahren; er kam jedoch zu spät und erklärte Gerhard, daß er auch, wenn er vor der letzten Stunde eingetroffen wäre, keine Hülfe mehr gebracht hätte. Für Katharina in ihrer tiefen Betrübniß wenigstens der Trost, daß nichts versäumt worden war. Gerhard sah nun für sie keinen andern Rath, als daß er sie ohne weitern Aufenthalt nach Wüstemark zurückbegleite; den Vater erst zu benachrichtigen und dessen Ankunft hier abzuwarten, welche wenigstens noch vier und zwanzig Stunden sich verzögern mußte, wäre für Katharina eine Grausamkeit gewesen. Ein so unglückliches Ereigniß mußte die vielleicht dem Urtheil der Welt ausgesetzte Reise des armen Mädchens mit dem fremden Manne rechtfertigen. Die Todte, welche jedenfalls nach der Heimath geführt wurde, gleich mitzunehmen, war unmöglich; Gerhard fragte nicht erst darüber, Katharina's Gefühl würde sich gesträubt haben, sie hier zurückzulassen, sie würde ihr haben die Todtenwache halten wollen, bis der Vater gekommen wäre; das war nicht zu gestatten, so traf denn Gerhard noch in der Nacht unter Beirath des Arztes die nöthigen

Anstalten mit dem Beamten, dem es freilich nicht lieb war, die Leiche in seinem Hause zu behalten, der aber durch die freigebigste Ausgleichung dieser Unannehmlichkeit beschwichtigt wurde. Mit dem Frühzuge wollte Gerhard mit dem jungen Mädchen abreisen; bis zu seiner Rückkehr oder der Ankunft ihres Vaters sollte der Beamte Alles für die Fortschaffung der Todten besorgen. Der Arzt, dem auch ein reiches Honorar für seine Mühe zu Theil geworden war, versprach in der Stadt die nöthigen Bestellungen zu übernehmen. Erst als diese Verabredungen getroffen waren, theilte Gerhard Katharina mit, was er gethan, und wußte sie, wenn auch nicht ohne Mühe, zu überzeugen, daß es für sie das Beste sei, ihm zu folgen. Es war noch ein schmerzlicher Augenblick, als sie sich von der sterblichen Hülle der Großmutter, welche ihr stets so liebevoll gewesen, losreißen mußte, aber sie hatte sich in den Rath des Freundes ergeben und ließ sich in demüthigem Gehorsam von ihm in das Coupé erster Classe führen, das er ganz genommen hatte, um sie vor fremder Neugier zu schützen.

„Seh' ich recht? Gerhard! Welche Freude! Kommst Du wieder und wirst nun länger bei mir bleiben?"

Der tiefe Ernst, mit welchem der Freund bei seiner überraschenden Rückkehr auf dem Schlosse zu Wüstemark erschien, belehrte Erich schnell, daß kein freudiges Ereigniß dieselbe veranlaßt haben könnte,

und als er ohne Eingang, wie er unter Männern nicht nöthig schien, Alles erfuhr, die Begegnung mit Katharina, die Erkrankung und den Tod seiner Mutter, war er tief erschüttert und beugte, unwillkürlich die Hände faltend, stumm sein Haupt. Dann bat er mit weicher Stimme, ihm die nähern Umstände ihres Abschiedes zu erzählen, da Gerhard ihm gesagt hatte, daß er in ihrem letzten Augenblicke zugegen gewesen sei. Gerhard war jedes Wort unvergeßlich geblieben, ihr letztes Thun, wenn es auch im Wahn einer geistigen Täuschung geschehen war, hatte ihn wie ein Zauberspruch für eine flüchtige Secunde selbst in selige Vergessenheit gestürzt, und dieser Moment niegefühlten Glücks konnte in seinem Gedächtniß nimmer verloren gehen. Er erzählte genau, was die Kranke gesprochen hatte, und konnte den tiefen Eindruck seiner Mittheilungen an Erich's Erblassen und seinen schmerzlich zuckenden Lippen bemerken.

„Du schweigst gegen Jedermann über diese Reden des Fiebers," bat Erich dann, sich mühsam fassend. „Der Tod versöhnt Alles — sie weilt nun im ewigen Lichte —" Er brach ab und erklärte, daß er die Abholung der Leiche seiner Mutter keinem Andern überlassen und dieselbe in der Familiengruft an der Seite seines Vaters beisetzen lassen werde, gab auch, um keinen Moment zu versäumen, Befehl für seine schleunige Abreise und bat Gerhard, der ihn begleiten und seine unterbrochene Reise von dort gleich fortsetzen

wollte, ihm noch einige Wochen oder wenigstens Tage, da er ja noch Herr seiner Zeit sei, zu schenken und ihn daher lieber in Wüstemark zu erwarten. Gerhard hatte ihm gesagt, daß er bei der Heimkehr mit Käthchen diese auf ihren Wunsch noch vor dem Pfarrhofe habe absteigen lassen und natürlich dort nicht eingetreten sei. Jedenfalls aber war es Käthchens Eltern lieb, auch ihn zu sprechen, und er ließ sich denn von Erich bewegen, seine Bitte zu erfüllen. Eine halbe Stunde später reiste Erich ab; im Pfarrhofe wurde sein Wagen gesehen und das Ziel konnte kaum zweifelhaft sein; es war aber nicht möglich gewesen, früher aufzubrechen, und so fuhr der Pfarrer denn auch ab, einem Zusammentreffen entgegen, das von entscheidenden Folgen sein konnte. Mutter und Kind blieben zurück: Käthchen, ob auch tief betrübt und in der Erinnerung wieder erschreckt von Allem, was sie erlebt hatte, war doch nun geborgen an dem geliebten Herzen, dem sie jede Regung des ihrigen vertrauen konnte. Immer und immer von Neuem kam sie auf das letzte Erwachen der Großmutter, jetzt wußte sie, wer mit dem Namen Ulrich gemeint war, die Mutter hatte von der Erzählung bestürzt ausgerufen: „Das ist mein Vater!“ —

Käthchen hatte nun auch die Bedeutung des wunderbaren Beginnens erkannt, den Wahn, der die Kranke dazu getrieben hatte, die Hand ihrer Enkelin mit der des Fremden zusammenzufügen: sie hatte

Käthchen für ihre Tochter gehalten und eine Scene der Vergangenheit noch einmal durchgelebt. Aber darum hatte diese Handlung doch einen unauslöschlich tiefen Eindruck auf Käthchen gemacht, und wenn sie weniger davon sprach, als von all' den übrigen Einzelheiten der verlebten schrecklichen Augenblicke, so hätte das ihre Mutter bei einiger Seelenkenntniß gerade für den Herzensfrieden und die Zukunft ihres Kindes besorgt machen müssen. Sie dachte aber jetzt an eine andere Pflicht, die ihr oblag; sie mußte Herrn von Retz sprechen, ihm danken, daß er sich mit solchen Opfern ihrer Tochter angenommen hatte, und von ihm hören, was ihr Bruder für die Ruhestätte seiner Mutter beschlossen habe. Seit langer Zeit hatte sie Erich nur von fern gesehen, die Pforte des Schlosses, wo sie geboren war, seit Jahren nicht mehr betreten. Jetzt, in Erich's Abwesenheit, wollte sie hinaufgehen, sie hatte ihr Recht dazu nicht verwirkt.

Gerhard war sich selbst überlassen geblieben und von innerer Ungeduld gequält in den Räumen des Schlosses wie in seiner nächsten Umgebung umhergestreift, um die ewig langen Stunden hinzubringen. Er staunte über sich selbst, daß er sich von einem Zartgefühl, wie es ihm bis jetzt fremd gewesen war, abhalten ließ, nach dem Klosterberge zum Pfarrhofe zu gehen: wäre es nicht natürlich gewesen, wäre er dort etwa ungern empfangen worden? Aber er wagte es nicht; er bereute sogar, daß er Erich nicht beglei-

tet und nun unwiderruflich auf immer von Wüstemark Abschied genommen habe, ja er glaubte sich fest genug, das Haus seines ehemaligen Lehrers in Zukunft niemals zu betreten; ihm war es, als ob ihm Ehre und Gewissen diese Zurückhaltung vorschrieben. Von einem Pavillon an der Gartenmauer, der in mehreren Stockwerken leicht aufgezimmert war und eine Aussicht in die Gegend bis zu den Uferdämmen des Flusses bot, schaute Gerhard noch einmal hinüber nach dem Pfarrhofe, dessen Gebäude sich von hier deutlich wahrnehmen ließen. Die Strahlen der Abendsonne brannten dort in den Fenstern, daß sie wie zu einem Feste glänzend erleuchtet schienen. Gerhard stand in tiefes Sinnen versenkt und wurde nur durch das Gespräch einiger Landleute, die außerhalb der Gartenmauer, ohne aufzublicken, vorübergingen, aus seinen Träumen in die Wirklichkeit zurückgeführt. „Die alte Giftmischerin ist also todt!" hörte er frech aussprechen und erschrak vor dieser furchtbaren Beschuldigung.

„Rede Dir nichts an den Hals!" warnte ein Anderer. —

„Sagen darf man's freilich nicht, aber es ging doch unter allen Leuten das Gerede!"

„Dummheiten!"

So gingen die Bauern vorüber und was sie noch weiter murmelten, war nicht mehr zu verstehen. Gerhard verließ in großer Aufregung seinen Pavillon

und den Garten: es trieb ihn wie mit magischer Gewalt in den Saal, vor das Bild der Frau, welche von der Volksstimme in so entsetzlicher Weise verurtheilt war! Welch' ein grelles Streiflicht fiel dadurch in das Dunkel des Geheimnisses, das bis jetzt Gerhard's Forschungen undurchdringlich geblieben war!

Im Schloßhofe wurde er jedoch von seinem Vorhaben abgehalten: er sah eine Frau im schwarzen Trauerkleide, von den Leuten wie eine fremde Erscheinung angestaunt, aber begrüßt, ruhigen Ganges vom Thore daherschreiten, es war die Pfarrerin! Sie kam offenbar zu ihm, es beschämte und erfreute ihn, er eilte ihr entgegen. Sie war bewegt von all den Empfindungen, welche auf sie eingebrochen waren, ihr seelenvolles Auge allein konnte dem Manne, der ihrem Kinde ein so freundlicher Helfer gewesen, den Dank vollkommen aussprechen, den sie im Herzen fühlte. Vielleicht zum ersten Male ruhte ihr Auge länger und prüfend auf ihm, als sie mit ihm sprach — wie edel und schön erschien er ihr! Und plötzlich in einem Gedankenblitze, der sie traf, ohne daß sie ihm ausweichen konnte, stand das Bild ihres Käthchens vor ihr am Sterbebette der Großmutter, welche ihre Hand in dieses Mannes Hand gelegt und sie zum untrennbaren Bunde gesegnet hatte. Heiß erglühend wußte sie kaum, was sie in diesem Augenblicke zu ihm sprach, aber sie faßte sich schnell und er zeigte mit keiner Miene, daß er ihr unbegreifliches Benehmen

bemerkt hatte. Vielleicht war es verursacht durch einen Aufblick zu dem Bilde ihrer Mutter, vor welchem sie in dem schon dämmernden Zimmer zufällig Platz genommen, ehe der Diener Kerzen angezündet hatte. Gerhard ehrte ihr Gefühl und suchte es durch ruhige tröstende Worte zu beschwichtigen; den ihm ausgesprochenen Dank lehnte er ab, wer hätte an seiner Stelle anders gehandelt? Käthchens Mutter erfuhr von ihm, daß ihr Bruder abgereist sei, um die Leiche der Verstorbenen in die Familiengruft zu bringen; sie schied nun mit leichterem Herzen, Gerhard aber konnte sie nicht scheiden lassen, ohne nach Käthchen zu fragen. Er glaubte das in conventionellster Form gethan zu haben, ohne eine tiefere Regung zu verrathen, aber dem Ohr der Mutter war das leise Beben seiner Stimme nicht entgangen und sie mußte auf dem Heimwege immer wieder an jene Scene vor dem Sterbebette denken.

Die Dämmerung war nun schon tief eingebrochen, Gerhard hatte die einsame Frau begleiten wollen, diese aber sein Erbieten abgelehnt: was sollte ihr auf dem kurzen und wohlbekannten Pfade begegnen? Zu ihr gesellte sich indessen doch ein gefährlicher Begleiter, der Gedanke an den Volksaberglauben, der den Worten der Sterbenden eine überirdische Kraft zuschreibt: sie beschleunigte ihren Schritt und wurde erst wieder ruhig, als ihr das Licht aus ihrem Fenster entgegen blinkte.

Gerhard konnte heut seine gewohnte Seelenstimmung nicht wieder finden, er war überhaupt durch Alles, was er seit kurzem erlebt und gehört hatte, völlig aus den Fugen gerückt. Wenn er sich aus Vermuthungen und Bruchstücken ein Ganzes zusammenstellen wollte, um die Geschichte des Hauses Wüstemark aufzuklären, so hatte er Stoff genug. Zwischen Erich's Eltern schien nicht die Liebe gewaltet zu haben. Der Vater hatte vielleicht Ursache gehabt, gegen seine Frau streng zu sein, und das Verhältniß mochte sich in späteren Jahren noch mehr verbittert haben. Sie hatte offenbar die Neigung des Hauslehrers mit ihrer Tochter begünstigt: zärtliche Mütter, wenn das Herz in's Spiel kommt, lassen alle Rücksichten, selbst eingewurzelte Vorurtheile schwinden. Es mochte dann wohl zu harten Scenen zwischen ihr und dem Gemahl gekommen und dieser hart gegen sie und sein Kind geworden sein, eine Katastrophe war vielleicht erfolgt, und bei dem Charakter der Frau, wie ihn Gerhard hatte schildern hören, war es immer möglich, daß sie einen Haß auf ihren Mann geworfen hatte. Freilich ließ sich nicht annehmen, daß dies Gefühl sich bis zu einem so tödtlichen Grade gesteigert habe, um den Verdacht, welchen Gerhard aus Volksmunde vernommen, zu rechtfertigen. Ihr Mann schien eines plötzlichen Todes, wahrscheinlich unter auffallenden Umständen, gestorben zu sein, und weil er das Hinderniß zur Verbindung des jungen

Paares gewesen, diese Verbindung aber bald nach seinem Tode mit Einwilligung der Mutter stattgefunden hatte, so war denn allmählich im Volke, das die Frau gewiß nicht mit Liebe und Anhänglichkeit betrachtete, das Gerücht heimlich umgelaufen, daß sie den Mann aus dem Wege geräumt habe. Ihr selbst mochte diese weit verbreitete Meinung, gegen welche es keine Waffe gab, nicht verborgen geblieben sein, wie ihre Worte im letzten Fieberwahne verriethen, und das Gefühl, in den Augen der Menschen als Verbrecherin, wenn auch ohne Anklage und Beweise, dazustehen, hatte sie noch herber und schroffer gegen diejenigen gemacht, welche ihr am nächsten standen. Gerhard hatte nur einen geringen Einblick in das Verhältniß zwischen ihr und ihrem Sohne gewonnen; mit der Familie im Pfarrhofe, bei welcher sie wohnte, hatte er sie nie zusammengesehen, konnte also nicht darüber urtheilen, wie sich hier das Leben gestaltet hatte. Nähere Aufschlüsse über Alles von Erich zu erhalten, durfte er nicht hoffen, seit ihm zufällig eine Ahnung von dem schwarzen Schatten geworden war, der das Haus Wüstemark verdunkelt hatte. Was ging es ihn auch an? Bleiben ja doch so viele Räthsel auf Erden ungelöst!

Mit diesem ernsten Gedanken, der als ein Fremdling in seiner Seele aufstieg, schlief er spät ein, und als er am Morgen erwachte, glaubte er mit Allem, was er hier gesehen und erlebt hatte, abgeschlos-

sen zu haben. Er traute sich sogar die Kraft zu, einen ganz conventionellen Abschied nehmen zu können, und da Erich's Rückkehr erst spät Abends erfolgen konnte, so ging er, jede Stimme seines Innern, die ihn abmahnen wollte, zurückweisend, gegen Mittag nach dem Pfarrhofe. Hier war von den Formen städtischen Lebens, von Anmeldung und Empfang keine Rede, er klopfte an, trat ein und fand Käthchen ganz allein im Zimmer. Wie glücklich wäre er noch vor Kurzem darüber gewesen! heut fühlte er eine räthselhafte Befangenheit, deren er sich schämte, und Käthchens unschuldig offene Freude, mit der sie ihn begrüßte, machte ihn noch unsicherer. Doch faßte er sich schnell, der Moment geistiger Schwäche, wie er ihn nannte, ging vorüber; Beide sprachen mit einander, als wären sie von Kindheit auf bekannt und vertraut gewesen. Natürlich war das schreckliche Ereigniß das Nächste, was Käthchen berührte, sie dankte ihm nochmals und erzählte, daß auch ihr Vater, etwas später als ihr Onkel, zur Abholung der Großmutter gefahren sei; in ihren Augen lag eine Frage, ihren Onkel betreffend: wie mochte dies unschuldige Kind das unnatürliche Verhältniß zwischen so nahen Verwandten ansehen, wie weit mochte sie in dessen Ursachen eingeweiht sein? Gerhard sprach dann von seiner baldigen Abreise, und als er dabei die Zukunft und ein Wiedersehen berührte, wurde sie still und erröthete — es war zum ersten Male, daß er sie in

Bezug auf ihr bräutliches Verhältniß verlegen sah, bisher war sie gegen ihren Verlobten, oder wenn sie von ihm sprach, so unbefangen gewesen, wie bei der gleichgültigsten Angelegenheit. War ihr jetzt erst darüber ein Bewußtsein erwacht, und welches? Der Zug in ihrem Antlitz, das keiner Verstellung fähig war, wie sollte ihn Gerhard deuten? War das Traurigkeit, konnte sie traurig sein um ihre Zukunft? Es war ein Glück, daß die Mutter eben hereintrat: er würde sich sonst vielleicht über all' seine Vorsätze haben hinreißen lassen. Auch die Mutter bewillkommnete ihn mit tiefgefühltem Dank, daß er sich ihres Kindes in der Verlassenheit an der Seite der sterbenden Großmutter unter Fremden angenommen hatte; er lehnte diesen Dank als unverdient für eine so natürliche Pflicht ab, und suchte das Gespräch auf harmlosere Bahn zu führen, was aber, weil die Herzen der Frauen doch nur von dem Einen erfüllt waren, nicht glücken wollte. Er fühlte, daß es Zeit sei, den Besuch abzubrechen, aber er nahm keinen letzten Abschied, wie er sich doch vorgenommen hatte.

Erich traf erst spät in der Nacht ein; er war nicht, wie Gerhard erwartete, dem Wagen, der die sterblichen Ueberreste seiner Mutter der Heimath zuführte, vorausgeeilt, sondern hatte denselben nach Hause geleitet. Gerhard, welcher durch die Bewegung im Schlosse geweckt und von der Ankunft seines Freundes benachrichtigt wurde, stand rasch auf und

fand ihn am Sarge, der im großen Saale aufgestellt war, mit — seinem Schwager vereint! Dieser Anblick sagte ihm, daß fortan die Kluft, welche Erich von seiner Schwester und deren Familie getrennt, eine Kluft, die nicht sein Werk war, wie er erklärt hatte, glücklich geschlossen sein werde.

Der Pfarrer kam Gerhard entgegen und drückte ihm ernst die Hand, indem auch er ihm ein Wort des Dankes für den Beistand sagte, den er seiner Tochter in der Stunde der Noth geleistet hatte. Dann schied er, um sich in sein Haus zu den Seinigen zu begeben. Die Freunde saßen noch lange zusammen. Gerhard hatte Recht gehabt, Erich sprach davon, daß Manches sich nun in den Verhältnissen ändern werde; in seinen Worten war zu hören, wie es seinem Herzen wohl that, der Schwester nach lebenslanger Entfremdung sich endlich nähern zu können. Aber die Vergangenheit wurde nicht wieder wach gerufen, sie blieb verschlossen, wie jener Sarg im großen Familiensaale, und Gerhard mußte sich mit dem Ergebniß seiner eigenen Combinationen begnügen, zweifelhaft, wie nah oder wie fern sie der Wahrheit geblieben waren.

Zwei Tage darauf fand die Beisetzung der Verstorbenen in der Erbgruft statt. Sie geschah mit aller landesüblichen Feierlichkeit, die ganze Nachbarschaft mit ihrer Bevölkerung, Hoch und Niedrig, wohnte ihr bei, und sah die Kinder und die Enkelin

der Frau von Ingenheim zum ersten Male als zusammengehörig vereint. Der Pfarrer Genzer hielt seiner Schwiegermutter die Leichenrede, und Alles war erbaut über den Inhalt, wie die Fassung derselben — für ihn gewiß unter den bisherigen Verhältnissen schwierig. Diese mußten sich aber nun ändern, davon waren Alle, welche sie nur einigermaßen kannten, überzeugt.

„Am Ende werden Deine Bemühungen nun überflüssig gewesen sein, guter Mann!" sagte Frau von Arneburg zu ihrem Gatten. „Vielleicht wäre es noch Zeit, die Versetzung rückgängig zu machen, wenn es Ingenheim wünschte."

„Wenn einmal losgeschossen ist, kann man die Kugel nicht wieder einholen," erwiderte er. „Das Rescript muß in diesen Tagen ankommen. Indessen braucht Genzer die Stelle ja nicht anzunehmen, wenn er sich hier wohl fühlt."

„Was meinst Du, Camilla?" fragte die Mutter. „Dich wird es doch künftig auch angehen!"

„Wenn Du mich lieb hast, Mama," erwiderte die Tochter, indem sie zugleich ihrer lächelnden Schwester einen verweisenden Blick zuwarf, „so necke mich nicht in dieser Weise. Es ist kein Grund dazu und Du weißt, daß es mir nicht lieb ist."

„Junge Mädchen nehmen das doch sonst nicht übel," versetzte Frau von Arneburg. „In Deinem Alter dachte ich anders."

„Du bist auch nur seit Kurzem so schauerlich ernsthaft geworden, my love," sagte die ältere Schwester. „Bedenke, wie Du mich schon mit dem steinfremden Herrn von Netz geneckt hast, obgleich er mir bis jetzt kaum zehn Worte geschenkt."

„So übel wäre das nicht!" erklärte die Mutter, deren Zukunftsideen den Töchtern, welche so gar keine Sorge und Noth um ihre kommenden Jahre fühlten, schon manche Verlegenheit bereitet hatten.

Gerhard ließ den beiden Schwestern, deren Benehmen bei der Leichenfeier ihm besonders gefallen hatte, alle Gerechtigkeit widerfahren, aber er ahnte wohl nicht von fern, welche Idee Frau von Arneburg bereits in Bezug auf ihn nährte. Ihm war es nun Zeit, sich loszureißen von dem gefährlichen Zauber, der ihn mehr und mehr bestrickte; er wartete damit keinen Tag mehr, er schlug die erneute Einladung ganz entschieden, beinah verletzend ab, wie er sich auch zurückgezogen hatte, als Erich ihn bat, ihn zum ersten Male nach dem Pfarrhofe zu begleiten. Noch einmal ging er hin, ganz allein, aber nur, um sich kurz und fest zu verabschieden; Käthchens Eltern waren so herzlich und freundlich gegen ihn, daß es seinem Herzen wohl that, aber er versteinerte sich absichtlich und war ganz der lächelnde gleichmüthige Diplomat, glatt und fein, wie sein Glacéhandschuh — Käthchen sagte ihm kein Wort zum Abschiede — aber sie hatte Thränen im Auge.

In der Nacht reiste er ab, um den Frühzug der Eisenbahn zu erreichen. Erich's Herz öffnete sich ihm in letzter Stunde wenigstens so weit, daß er ihm seine Absicht, um Camilla Arneburg anzuhalten, vertraute — das wußte Gerhard schon; dankenswerther hätte er ein offenes Vertrauen über die Vergangenheit seines Hauses gefunden und, wenn er doch von der Zukunft reden wollte, die Erklärung, daß er gegen die Verbindung seiner Nichte mit dem grauen Speckkäfer Einspruch thun werde. Aber diesen Punkt hatte Erich nie berührt, und Gerhard verschmähte es, mit ihm davon zu reden: er hätte sich auch wohl dabei verrathen. Als er am Pfarrhofe vorüber fuhr, war dort Alles still und dunkel — er warf nur einen flüchtigen Blick nach dem Fenster, wo er den ersten unbestimmten Eindruck der Züge gewonnen hatte, die jetzt so hell und unvergeßlich in seiner Seele lebten, und kehrte sein Auge dann in die Nacht hinaus, welche die Flur und seinen Weg umfing.

Als er wieder in seiner Residenz angekommen war, die gewohnten Kreise wieder betrat und bald genug in die Strudel der großen Gesellschaften gezogen wurde, schien es anfangs, als wolle die Episode von Wüstemark in seinem Gedächtniß wie ein Duftgebilde erblassen und zerrinnen. Er hütete sich auch, die Erinnerung zu lebhaften Farben aufzufrischen, suchte im Gegentheil Vergessenheit und vermied es absichtlich, an Erich zu schreiben, ja, als dieser ihm noch vor

Weihnachten seine Verlobung mit Camilla Arneburg in glücklichen Worten mittheilte, warf er eine Antwort in alter witzelnder Weise auf das Papier und bedauerte darin, seine Zeit in Wüstemark schlecht benutzt zu haben, dem Zuge seiner Sympathie für Erich nicht auf gleichen Wegen gefolgt zu sein; Dear hätte ihn vielleicht um ihres künftigen Schwagers willen nicht verschmäht und sich das unangenehme Gefühl erspart, Love, ihre jüngere Schwester, früher als sich selbst verheirathet zu sehen und ihr in Gesellschaften den Vortritt lassen zu müssen. Bei dieser Wendung kam sich aber Gerhard selbst so schwach vor, daß er den Brief zerriß und dem Freunde nur einen kurzen Glückwunsch schrieb, auf die Gefahr hin, von ihm für kalt und theilnahmlos gehalten zu werden. Die Ehe sprengt ja ohnehin meist frühere Freundschaften des Mannes.

Seit Erich's Mittheilungen aus Wüstemark lebte in Gerhard Alles wieder auf, das er für überwunden gehalten hatte, und ein Gefühl der Leere inmitten des rauschenden Lebensstromes, auf dessen Wogen er trieb, machte sich ihm bemerkbar und wuchs mit jeder neuen Woche zu drückender Lästigkeit. Der Carneval war seit Jahren nicht so glänzend gewesen, als in diesem Winter; der neue Hofmarschall hatte wahrhaft geniale Ideen zu neuen und frappanten Veranstaltungen in's Leben gerufen; die Großwürdenträger des Reichs, die fremden Gesandten, die hohe

Aristokratie wetteiferten, sich zu übertreffen. Gerhard von Retz allein fühlte sich im Widerspruch mit der allgemeinen Befriedigung und durfte es doch nicht gestehen, daß er dem rastlos üppigen Jagen nach äußerem, nur die Sinne berauschendem Lebensgenuß keinen Geschmack mehr abgewinnen konnte. „Das kommt wieder!“ verspottete er sich selbst. „Es ist der Moment nach dem Rausche, wo der Pokal den Zecher anwidert — Abends schlürft er die Schaumperlen schon wieder mit Wonne!“ Aber der Moment schien ihm nicht so flüchtig vorübergehen zu wollen, und er begrüßte den Mardigras, welcher die Faschingslust beschloß, mit Freuden.

Am folgenden Tage, dem Aschermittwoch, erhielt er endlich die Bestimmung, welche er längst erwartet hatte: er sollte zu der Gesandtschaft, für welche er bereits seit einem halben Jahre bezeichnet war, abgehen, und obgleich er das schon wußte und darauf vorbereitet war, traf ihn doch der Befehl, als er ihn las, wie ein elektrischer Schlag. Ob er nun Käthchen dort finden sollte? Als Frau!

An einem deutschen Hofe war Gerhard der Gesandtschaft zugetheilt und hatte in der fremden Hauptstadt bereits acht Tage verlebt, ohne auch nur einen Schritt oder eine Frage zu thun, um sich über den Zweifel, der ihn trotz alles Sträubens Tag für Tag beunruhigte, Gewißheit zu verschaffen. Er hatte sich seine äußere Stellung schnell in den neuen Kreisen,

denen er hier angehören sollte, gesichert, war überall vorgestellt und eingeführt worden, man fand seine Persönlichkeit angenehm, seine Unterhaltung interessant, nur schien er etwas scharf in seinen Pointen — vor einem halben Jahre noch wäre er ganz zufrieden auf diesem Terrain gewesen. Jetzt war er seinem frühern Selbst entfremdet und saß oft in einsamer Stunde mit unerbittlichen Sarkasmen über seine Bekehrung zu Gericht, aber sie war eine vollendete Thatsache, er konnte darin nichts mehr ändern und mußte zusehen, wie er die völlig neue und befremdende Rolle eines ehrbaren, spießbürgerlich gesinnten, nur in den äußern Formen correcten Diplomaten erträglich spielen würde. Wenn er an vergangene Zeiten dachte, kam er sich vor wie eine Creatur aus der Thierwelt, die ihre Haut abgeworfen hat, um als ein neues Individuum fortzuleben; er wußte nur nicht, mit welcher Gattung er sich vergleichen sollte. Der Schmetterling paßte am wenigsten für ihn, dazu dachte er viel zu schwerfällig, eher irgend eine Amphibie, wenn er nur kaltes Blut besessen hätte. Das stürmte ihm aber oft heiß genug durch die Adern.

Nach dem Professor Sardonius hatte er noch gar nicht gefragt, dieser Name war begreiflich in den Kreisen, die er nicht betrat, niemals genannt worden. Von Erich hatte Gerhard seit seiner Abreise von Wüstemark nach dem Briefe, welcher ihm die Verlo-

bung anzeigte, keinen zweiten erhalten, wahrscheinlich in Folge des kalten Glückwunsches, mit welchem er ihm geantwortet. Jener Brief, welchen Gerhard jetzt nochmals durchlas, enthielt kein Wort, aus dem sich über Käthchens Zukunft eine Vermuthung hätte ziehen lassen, Käthchens Name kam gar nicht darin vor, Erich sprach nur ganz allgemein, wenn auch freundlich, von seinen Verwandten. Die Trauerzeit um die Großmutter hatte vielleicht die Hochzeit, welche sonst wohl der Verlobung alsbald gefolgt wäre, aufschieben lassen, nun aber war jene längst vorüber und dem bejahrten Bräutigam konnte unter dem an ihm nagenden Zahne der Zeit nur daran gelegen sein, die junge Rose bald heimzuführen. So waltete sie gewiß schon als Hausfrau unter seinem Dache, sie weilte mit Erich in demselben Orte, und er wußte nichts davon, wo ihn die einfachste Frage aufgeklärt hätte. Er hatte aber den Vorsatz gefaßt, das Haus seines alten Lehrers gar nicht zu betreten, mochte derselbe, mochte Käthchen von ihm denken was sie wollten. Wäre er bei einem Wiedersehen seiner Selbstbeherrschung ganz sicher gewesen, so würde er in höflichster Weise einen Besuch abgestattet und dem ungleichen Paare seinen Glückwunsch gebracht haben, aber das ungestüme Aufwallen seines Herzens bei diesem Gedanken, der Ingrimm, den er gegen den glücklichen Professor fühlte, mußte ihn warnen, sich nicht leichtsinnig in Gefahr zu begeben. Wer schützte ihn

jedoch vor einer zufälligen Begegnung auf der Straße oder am dritten Orte, und konnte er dann, als kenne er sie gar nicht, vorübergehen?

Kaum hatte er bei einem Gange durch die Stadt an diese Möglichkeit gedacht, als sie auch sofort, wie durch einen Zauberspruch, eintrat: dort kam er im grauen Düffelrock, der seine Figur noch unförmlicher machte, einen dicken Shawl um den Hals, den breitkrämpigen Hut tief auf die Brille herabgezogen! Gerhard konnte ihm nicht ausweichen, der Professor hatte ihn schon erkannt und steuerte auf ihn zu; wie häßlich kam er ihm in diesem Augenblicke vor, wie widerwärtig sein lächelndes Gesicht, das vom Glücke seines Lebens zu strahlen schien. Beati possidentes! Der Speckkäfer hatte die Rosenknospe sich zu eigen gemacht.

„Salve! salve!“ rief er schon von Weitem. „Endlich treffe ich Sie! Vor mehr als einer Woche schon habe ich Ihren Namen in der Fremdenliste gelesen und noch immer vergebens auf Sie gewartet!“

Gerhard mußte eine leichte Entschuldigung äußern. „Ich fürchtete zu stören —“ sagte er.

„Stören? Ich werde ja doch für Sie eine Stunde meinen Arbeiten abmüßigen können!“

„In den Flitterwochen?“ versetzte Gerhard lächelnd, aber mit einer bittern Schärfe.

Der Professor sah ihn an. „Festina lente!“ sagte er etwas verlegen. „So weit sind wir noch

lange nicht, und wer weiß — doch das bespricht sich besser im warmen Zimmer. Ich wohne in diesem Hause — wollen Sie meinen Laren opfern, verehrter junger Freund? Sie verzeihen, Herr Legationsrath, daß ich Sie noch so nenne!"

„Richtiger, als der Titel, den Sie mir geben!" erwiderte Netz flüchtig, von der unerwarteten Kunde in Sardonius' Worten mächtig aufgeregt. „Ich bin vom Legationsrath noch ziemlich fern, aber sagen Sie mir, Ihre Vermählung —?"

„Kommen Sie nur, kommen Sie!" unterbrach ihn der Professor. „Mir ist bei Ihrem Anblick plötzlich ein Gedanke aufgegangen — die Götter haben Sie mir zugeführt!" Er hatte Gerhard bei der Hand ergriffen, und dieser folgte ihm, von einem Sturme unbestimmter Vorstellungen bewegt, aus welchem nur eine klar hervortrat: Käthchen war noch nicht die Frau dieses Mannes und dessen Reden ließen sogar zweifelhaft, ob nicht ein Hinderniß zwischen Beide getreten sei. Welcher Aufschluß sollte ihm werden?

Sardonius führte ihn drei Treppen hinauf. „Ich ziehe die obere Etage vor," sagte er, „und wenn das Stockwerk über mir leer wird, siedle ich mich noch eine Treppe höher an, bis wohin der Straßenlärm nicht dringt. Auch die bessere Luft, die freiere Aussicht! Treten Sie ein, Verehrter!" Er hatte seine Vorthüre aufgeschlossen und ließ Gerhard über einen engen Corridor schreiten, an dessen Ende er

ein kleines Zimmer öffnete, in welchem es allerdings nicht aussah, als walte hier eine ordnende und säubernde Frauenhand. Die Einrichtung zeigte von Wohlhabenheit, selbst von einem gewissen Luxus, aber die Unordnung, besonders in der Nähe des Schreibtisches, wo viele aufgeschlagene Bücher auf und unter dem Sessel an der Erde lagen, war grenzenlos.

„Setzen Sie sich, carissime!" bat Sardonius. „Werfen Sie nur Alles herunter, ich weiß mein Volk schon wieder zu sortiren."

Er selbst half den Sessel von seiner staubigen Last zu befreien, Gerhard mußte Platz nehmen, der Professor rückte einen zweiten Sessel heran und setzte sich neben seinen alten Schüler.

„Haben Sie kürzlich Nachrichten aus Wüstemark?" begann er. „Wie steht es dort?"

Die Frage überraschte Gerhard: war Sardonius denn nicht mit seinem Freunde und künftigen Schwiegervater in schriftlichem Verkehr, daß er von einem Dritten Nachrichten aus Wüstemark verlangte?

„Ich unterhalte mit meinem Freunde Ingenheim keine regelmäßige Correspondenz," erwiderte er. „Ich weiß nicht einmal, ob er schon verheirathet ist — meine Zeit war sehr in Anspruch genommen, dann kam meine Versetzung — Sie sehen, ich war ganz fremd in den dortigen Verhältnissen geworden!"

Sardonius rückte seine Brille zurecht, wie er zu thun pflegte, wenn er recht scharf sehen wollte. —



Nach einer Pause sagte er: „Das wundert mich!" — und wieder nach einer Weile, als suche er nach Worten, brach er los: „Ohne Tergiversationen, amice, wissen Sie nicht, daß die Alte, welche gewissermaßen das Fatum in ihrer ganzen Familie gewesen ist, noch im Tode einen Schicksalsknoten geschürzt hat, schwieriger zu lösen, als der gordische? Ich wenigstens gebe es auf. Ein Alexander, der ihn mit dem Schwerte durchhaut, bin ich nicht — das Schwert ist eine profane Waffe."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Professor!"rief Gerhard, von einer Ahnung durchzuckt.

„Nun, werther Freund und Herr, ist es Ihrem Gedächtnisse ganz entschwunden, was die sterbende Frau in ihrem letzten Augenblicke begonnen hat? mit Ihrer Hand und Katharina's?"

Eine dunkle Lohe flammte über Gerhard's Antlitz. Es bedurfte keiner Mahnung, ihn an diesen Moment zu erinnern, die Scene, als die Sterbende Käthchens Hand in die seinige gelegt, die Worte, welche sie dabei gesprochen hatte, Alles war ihm unvergeßlich geblieben für sein ganzes Leben. Aber er faßte sich schnell und erwiderte möglichst ruhig: „Wenn Ihnen dieser Vorfall erzählt worden ist, so werden Sie auch wissen, daß die Kranke, vom Wahn ihres Fiebers befangen, Zeiten und Personen verwechselt hat, nicht ihre Enkelin glaubte sie vor sich zu sehen, sondern deren Mutter, und es mag wohl eine Scene

längst vergangener Zeit gewesen sein, welche sie in ihrer Phantasie noch einmal durchgelebt hat —"

„Ganz gewiß! Ihre Combination ist gewiß richtig!" bestätigte Sardonius. „Einem Freunde des Hauses Ingenheim sind alle diese Verhältnisse natürlich kein Geheimniß geblieben! Sie wissen besser als ich, wie es auf dem Schlosse zu Wüstemark ausgesehen hat, als die Verstorbene noch jung und von einer quasi dämonischen Schönheit war, so daß sie den vortex, will sagen, den Gipfel- und Angelpunkt der ganzen Gegend bildete und ihr Haus vom Ehegatten bis zum letzten Hirtenbuben autokratisch unter dem Pantoffel hielt. Mein wackerer Johannes, der ihr Alles verdankt, hat mir selbst sub rosa nichts von ihr erzählt, was ihr zum Nachtheil gereichen könnte, aber von anderer Seite ist mir so viel erzählt worden, daß ich Annalen schreiben könnte. Requiescat in pace! Wenn sie aber auch den Gatten so völlig beherrschte, daß er selbst die Schaar der Bewunderer, welche ihr wie einer Göttin opferten, in seinem Hause dulden mußte: in einem Punkte konnte sie seinen Nacken nicht beugen, in puncto nobilitatis praejudicii, worüber Sie besser urtheilen können, als ich. Er war nicht zu bewegen, seine Einwilligung zu der Verbindung meines Freundes mit seiner Tochter zu geben, deren Liebe die Mutter gerührt hatte, und da sollen denn Auftritte vorgefallen sein zwischen Mann und Frau, inaudita in omni memoria, nec visum. Sie

hat ihm das Furchtbarste angedroht, er aber ist unerschütterlich geblieben —"

„Und daraus hat die schändliche Verleumdung Gift gesogen!" rief Gerhard, der die ihm so plötzlich gebotene Gelegenheit, endlich Aufschluß zu erhalten, nicht vorübergehen lassen wollte. „Sie werden davon gehört haben."

„Vox populi non semper vox Dei!" erwiderte der Professor. „Es würden sich noch jetzt, wenn es gefordert würde, zehn Zeugen aufbringen lassen, welche bekunden könnten, daß Herr von Ingenheim zwar eines plötzlichen, aber doch keines gewaltsamen Todes gestorben ist. Der vulgäre Unverstand ließ sich aber seine heimliche Ausgeburt nicht nehmen und Frau von Ingenheim gab ihm selbst Nahrung, indem sie, die öffentliche Meinung verachtend, gleich nach dem Tode ihres Mannes Schritte that, welche noch aufzuschieben waren, da gar kein periculum in mora: hatten die treuen Herzen so lange geharrt, konnten sie auch noch länger warten. Dabei mag denn die Scene und der Ausspruch vorgefallen sein, welche ihr auf dem Sterbebett wieder eingefallen ist und ihre Tochter Ulrike mit meinem Johannes statt der Enkelin und Ihrer Person vor die Seele geführt hat."

„Sie geben mir Recht, Herr Professor," sagte Gerhard, „und gleichwohl reden Sie von einem Schicksalsknoten!"

Sardonius blickte ihn forschend an, da ihm der

aufgeregte Ton, in welchem Gerhard sprach, auffallen mußte.

„Wer hat Ihnen überhaupt diese ganze Historie erzählt, die am besten mit dem Bahrtuch bedeckt, mit dem Sarge der Todten hinabgesenkt worden wäre?“ fuhr Gerhard, von dem Schweigen seines Lehrers gereizt, auf.

„Nun, mein theurer Gerharde,“ erwiderte Sardonius ebenfalls bewegt, „wenn diese Handlung und das Wort der Großmutter auf Sie selbst, wie Sie nicht verbergen können, einen bleibenden Eindruck gemacht hat, können Sie erwarten, daß es an der Familie, die es zunächst betrifft, spurlos vorüber gegangen ist? Natürlich war es doch wohl, daß Katharina ihrer Mutter Alles erzählte, was sie in jenen schrecklichen Stunden erlebt hat, ebenso natürlich, daß die Mutter mit ihrem Manne davon sprach und daß dieser auch mir kein Geheimniß daraus machte! Die Großmutter hat, wie jeder Mensch annehmen muß, bei ihrem wunderbaren Beginnen wohl nicht die wirklich vor ihr stehenden Personen, sondern andere gemeint, aber eine sichere Gewißheit hat man darüber nicht und“ — hier stockte der Professor.

„Was denkt Ihr Fräulein Braut?“ fragte Gerhard rasch — „ich meine,“ fuhr er fort, seine Frage bereuend, „legt sie der Sache irgend eine besondere Wichtigkeit, ihr Verhältniß zu Ihnen betreffend, bei und fühlt sie sich durch unheimliche Gedanken beun-

ruhigt, wie es bei der Erinnerung an das ganze Walten der Verstorbenen wohl natürlich wäre? Daß die Scene, welche unter so ergreifenden Umständen stattfand, auch auf mich einen Eindruck gemacht hat, will ich nicht leugnen, aber ich sollte meinen, ändern könne sie an den bisherigen Verhältnissen nichts, da die Großmutter, wie ich weiß, Ihre Verbindung mit der Enkelin gerade begünstigt hat."

„Sagen Sie: decretirt!" erwiderte Sardonius und holte, gleichsam erleichtert, aus tiefster Brust Athem. „Proh dolor et pudor, daß ich mich nun förmlich gegen Sie rechtfertigen muß! Ich habe mir in aller Unschuld eine Schlinge über den Nacken werfen lassen — wenn ich auch nicht ganz in Abrede stellen will, daß ich eine Zeitlang meine Jahre, meine Wissenschaft, meine goldene Junggesellenfreiheit vergaß und mich in Allotria einließ, das heißt, meine Augen mit Wohlgefallen an einem Mägdlein weidete. Erlauben Sie aber, daß ich mich erst auskleide, mir wird ganz heiß dabei!" Er hatte noch immer seinen dicken Düffelrock nicht abgelegt und holte das jetzt nach, während Gerhard in ungeduldiger Erwartung saß, was er jetzt hören werde.

„Sie entsinnen sich gewiß eines alten Philosophen," begann Sardonius wieder, „der an einem bittern Feinde keine schrecklichere Rache zu nehmen wußte, als daß er ihm seine Tochter zum Weibe gab. Dies classische Beispiel hat an mir nachgeahmt werden sollen."

„Herr Professor!" fuhr Gerhard auf. „Welche Beleidigung für Ihre Braut!"

„Absit comparatio!" verwahrte sich Sardonius. „Ich will das liebe Kind Katharina nicht mit jener bösen Philosophentochter vergleichen: es ist nicht das Individuum, das ich meine, sondern das ganze Genus. Auch die beste Frau würde mir, nachdem ich zur Vernunft gekommen wäre, eine wahre Strafe für meine Sünden geworden sein! Sie fragen aber mit Recht: wie kam Frau von Ingenheim dazu, mich trotz aller Ungleichheit der Jahre und der Neigungen zum Gatten für ihre Enkelin zu erkiesen? Ich muß Ihnen bekennen, daß ich mir diese Frage erst jetzt gestellt habe, wo ich quasi aus einer Art von Starrkrampf zum Bewußtsein erwacht bin, torpedini similis. Man fabulirt vom Basilisken, daß sein Blick jede Creatur ihres Willens beraube und ihm zur Beute mache: also erging es mir der Wittwe Ingenheim gegenüber. Ich bin aus jener Gegend gebürtig, habe sie, wenn auch nicht mehr in ihrer ersten Jugend, so doch als junge, schöne Frau gekannt und war mit Johannes Gentzer sehr befreundet, habe ihn auch, nachdem wir Commilitonen auf der Universität gewesen, später, nachdem er Hauslehrer bei Ingenheims geworden, mehrmals in Wüstemark besucht und mich, eben weil ich Gentzer's Freund war, des besonderen Wohlwollens der Frau von Ingenheim erfreut. Es kam aber noch ein besonderer Umstand hinzu: Ich

hatte Gelegenheit, ihr einen großen Dienst zu erweisen — nun, Gerharde carissime, da Sie wohl in Alles eingeweiht sind, kann ich offen davon zu Ihnen reden. Der Zufall führte mich im Schloßgarten gerade in dem Moment zu dem Ehepaare, als Ingenheim die Entdeckung über das Verhältniß der jungen Leute gemacht hatte. Wie das gekommen und was bis zu meinem Hinzutreten vorgefallen war, weiß ich nicht. Ich schritt in Gedanken auf dem Fußpfade dahin, an dem Pavillon vorüber, in welchem die Familie sich befand, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, denn es war Alles still, und der Eingang wie von Ranken verdeckt. Da hörte ich plötzlich einen lauten, herzdurchdringenden Schrei, und gleich darauf die Ingenheim mit drohender Stimme rufen: «es ist Dein Unglück, Ulrich!» — ich stürzte hinzu und sah einen schrecklichen Auftritt. Vor ihrem Vater auf den Knieen lag die Tochter, er aber stieß sie mit allen Zeichen des Zornes von sich, die Frau stand todtenblaß, mit funkelnden Augen — grauenhaft schön! — vor ihm und faßte seinen Arm, er zückte das Jagdmesser, das er an der Seite trug — «um Gotteswillen!» rief ich, und Alles war beendigt. Ulrike erhob sich schnell und wandte sich ab, der Vater stieß die halbgezückte Klinge wieder in die Scheide und seine Frau hatte gleich soviel Geistesgegenwart gewonnen, daß sie mir ein paar Worte sagen, mich um meiner Freundschaft willen verpflichten konnte, über das, was ich gesehen

hatte, ein unverbrüchliches Schweigen gegen jeden Fremden zu bewahren. Ich habe es bis jetzt gehalten — Sie sind mir kein Fremder und das Grab hat sich ja nun auch über der Frau geschlossen, welche bei diesem Vorfall keine Schuld trug.

«Ich werde Ihnen im Leben noch einen Dank abstatten, den ich am höchsten im Preise halte!» sagte sie mir bei nächster Begegnung. Da haben Sie den Schlüssel zu ihrem spätern Entschlusse, den sie vielleicht schon lange, schon im Lauf der Jahre, während Katharina heranwuchs, gefaßt hatte, wenn sie mir auch erst vor etwa zwei Jahren denselben eröffnete. Ich war zuweilen in Wüstemark bei meinem Freunde zum Besuch, ich wurde in Bezug auf die Familienverhältnisse, in welche ich vor Zeiten schon einen Blick gethan hatte, nicht als Fremder behandelt: Katharina als Kind schon hatte eine gewisse Anhänglichkeit an mich gefaßt, aber im ersten Augenblick, als die Großmutter mir ihren Gedanken aussprach, war ich wie versteinert. Ich hätte ihn widerlegen, die Gründe entkräften sollen, welche sie dafür hatte: dem Kinde an der Seite eines geprüften Freundes ein sicheres, vor allen Stürmen des Lebens und des Herzens geschütztes Loos zu bereiten — so sprach sie sich aus! — aber ich zollte der menschlichen Schwäche meinen Tribut, ich war verblendet und gefangen, und da sie ihre unbestrittene Gewalt über die Eltern bereits für ihren Plan geltend gemacht hatte, daß selbst

die Mutter keinen Widerspruch wagte, so war das Band geknüpft. Schauen Sie mich nicht so mißbilligend an! Im Gegentheil bitte ich Sie um Ihre Hülfe und Ihren Beistand. Seit dem Tode der Großmutter ist es, als sei die Binde von meinen Augen genommen: ich habe mit Schrecken erkannt, welche Thorheit, welches Unrecht ich begangen habe. Mein Johannes, der mir einmal sein Wort gegeben hat, mag es ihm auch noch so schwer geworden sein, würde es niemals zurückziehen; Katharina ist ein pflichttreues Kind. Aber ich darf das Opfer nicht mehr annehmen: die Sterbende hat es selbst, wenn auch vielleicht nur mit verstörten Sinnen, symbolisch widerrufen —"

„Aber was kann ich dazu thun?" rief Gerhard in stürmischer Aufregung. „Sie meinen doch nicht, daß ich das Thun der Großmutter, die ihrer Geister nicht mächtig war, ernstlich nehmen soll?"

Dieser Gedanke war dem Professor noch nicht eingefallen, er machte ihn einen Moment sprachlos; dann faßte er Gerhard's Hand von Neuem und rief: „Einen bessern Substituten könnte ich mir nicht wünschen! O, o! Wenn sich das fügen sollte! Aber ich meinte nicht das — sondern ich wollte Sie nur bitten, durch Ihren Freund, den Bruder der Mutter, den Oheim Käthchens, der jetzt mit der ihm nah verwandten Familie in einem so schönen Verhältnisse lebt, Alles aus dem verwunderlich abnormen Zustande,

in welchen die Verstorbene die Dinge versetzt hat, wieder in die natürliche Lage zurückzuführen. Sie sind ein Diplomat, mit Negociationen verwickelter Art vertraut, Sie werden am besten wissen, wie es am besten anzufangen ist. Ich habe drei Briefe an Johannes aufgesetzt und wieder zerrissen — litera scripta manet—verba volant! Geschriebenes nimmt sich immer hart aus, ich möchte nicht gern kränken. Sie aber —" und er entwickelte nun seine Ansicht, wie Gerhard die Verhandlung betreiben könne, in einer Weise, daß dieser lächeln mußte. Der Moment, welcher sogar einen höhern Aufschwung der Rede in dem trockenen Büchermenschen erregt hatte, war vorüber, Sardonius wieder der alte Pedant, der er wohl schon als Knabe gewesen war.

Gerhard brach jetzt schnell auf. Er gab kein bestimmtes Versprechen, sich in die überaus zarte Angelegenheit zu mischen, doch lehnte er es auch nicht ab, sondern behielt sich ganz im Sinne modernster Politik, deren Jünger er war, nach allen Seiten hin freie Hand vor. In seiner Wohnung angelangt warf er sich in den Sessel und bedeckte die Augen mit der Hand. Formlose Bilder bestürmten ihn, das Bewußtsein der neuen und glücklichen Wendung, welche Käthchens Schicksal genommen hatte, erregte in ihm, nun er allein war und sich vor fremden Blicken nicht zu beherrschen brauchte, einen Kampf der Gefühle, der keinen klaren Gedanken aufkommen ließ. Käthchen

war frei oder sollte es doch unzweifelhaft werden; ihre Hand konnte einen Andern glücklich machen, als den Professor Sardonius — sollte nun Gerhard von Retz, der im Beginn einer glänzenden Laufbahn stand, reich und in jeder Beziehung unabhängig war und um dieses Vorzuges, vielleicht auch seiner Persönlichkeit willen in den Salons mit Aufmerksamkeit behandelt wurde, das Alles gering achten, und als Bewerber um das einfache Kind eines Landpfarrers auftreten, der „Substitut" des grauen Speckkäfers werden, der seiner Rosenknospe den Absagebrief schrieb?

Ein Brief von Erich aus Wüstemark wurde der Tropfen, welcher den bis zum Rande gefüllten Becher zum Ueberschäumen brachte: er enthielt die Einladung, seiner Hochzeit beizuwohnen, die zu Pfingsten gefeiert werden sollte.

Vor einigen Tagen noch hätte Gerhard unbedingt eine Entschuldigung gesucht, um den Wunsch des Freundes abzulehnen, jetzt erschien ihm die Einladung wie ein Wink seines Schicksals: er mußte ihn verstehen und ihm folgen. Erich schrieb viel von seinem Glücke, rühmte die Eigenschaften seiner Braut an Geist, Herz und Gemüth, lobte die ganze Familie, besonders die ältere Schwester Camilla's, und warf dann, ziemlich ungeschickt nach Gerhard's Meinung, die Frage hin, ob der Freund, der doch einige Jahre mehr zähle, als er, nicht auch bald seinen eignen Heerd gründen werde.

„Man merkt die Absicht und man wird verstimmt!“ sagte er, indem er das Blatt hinwarf. „Dear mag so vortrefflich sein, wie sie auch leidlich hübsch ist — ich wünsche ihr alles Glück; sie würde übrigens wohl selbst empört sein, wenn sie ahnte, was Erich für sie ersonnen hat.“ Nach Käthchens Namen suchte er wiederum vergebens in dem Briefe: auch das war Absicht, es ließ sich gar nicht anders annehmen.

Gerhard antwortete dem Freunde bald und sagte zu. Bis Pfingsten war noch so lange Zeit, daß er sich vollkommen sammeln und mit sich in's Klare kommen konnte. Dem Professor, welcher ihm nach acht Tagen seinen Gegenbesuch machte und von ihm wissen wollte, ob er vielleicht schon einen glücklichen Einfall gefunden habe, gab er jetzt zu verstehen, daß er sich nicht berufen fühle, gegen Erich, der über das ganze Verhältniß absichtlich schweige, einen Schritt zu thun. „Gerade wenn es für einen symbolischen Widerruf angesehen wird, was die Großmutter gethan hat, kann ich, den es mit betrifft, nur eine strenge Zurückhaltung bewahren. Ich würde sonst leicht mißverstanden werden.“ Mit dieser Erklärung schnitt er ziemlich entschieden alle weitern Erörterungen ab und nahm gegen seinen ehemaligen Lehrer eine so vornehme Haltung an, daß dieser sich ganz unbehaglich fühlte und bald aufbrach. Er mußte denn selbst handeln; den Zustand der Ungewißheit noch länger hin-

zuhalten, erschien ihm für alle Theile nicht wohl gethan, ihm, das fühlte er täglich mehr, konnte erst wieder leicht um das Herz werden, wenn er seine Freiheit vollkommen gesichert wußte. Der Brief nur, der Brief! Er hatte zwar selbst geäußert, daß er ein mündliches Aussprechen für besser halte, aber ihm fehlte der Muth dazu, und da er es nicht durch Procuration thun konnte, mußte er schon den vierten Versuch zu einem Schreiben an seinen Johannes machen. Plötzlich kam ihm ein Lichtstrahl: er beschloß, lateinisch zu schreiben! Im schönsten ciceronianischen Latein, so weit er dies hohe Vorbild erreichen konnte, wollte er die schwierige Aufgabe, die ihm oblag, lösen, sie mußte ihm dadurch viel leichter werden. Wohlgefällig las er schon nach einer Viertelstunde, was er zu Papier gebracht hatte; über die Form vergaß er den ganzen Inhalt.

Der Frühling erwachte in diesem Jahre erst spät, und noch ehe die Knospen sprangen, erhielt Gerhard eine diplomatische Mission, welche ihn weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus führte. Wann er sie beendigen konnte, ließ sich im Voraus nicht berechnen. Jedenfalls schien es ja durch seine Reise wieder ganz ungewiß, wie sich für ihn die nächste Zukunft gestalten könne; in seiner Macht lag es nicht, den Gang der Verhandlungen, deren Organ er war, zu beschleunigen und dadurch seine Abwesenheit abzukürzen, er konnte sehr leicht der Möglichkeit beraubt

werden, bei Erich's Vermählung zugegen zu sein und dabei Käthchen wieder zu sehen. Er meldete dem Freunde seine unerwartete Sendung, die ihn wahrscheinlich an dem Hochzeitsfeste von Wüstemark fern halten werde; mit dem Professor hatte er seit jener Besprechung den Verkehr ganz abgebrochen, doch sandte er ihm seine Karte. Der Diener brachte die Nachricht zurück, daß der Professor verreist sei, wahrscheinlich zu seiner Braut, wie der Famulus gesagt hatte. War das Verhältniß also doch noch nicht gelöst? Und trug vielleicht Gerhard's Weigerung, als Vermittler durch Käthchens Oheim einzutreten, die Schuld? Hatte der Mann mit den Rubinohren seine kleinmüthige Anwandlung bereut und war entschlossen, sein Recht um jeden Preis aufrecht zu halten? Als Gerhard bei der Nachricht seines Dieners augenscheinlich betroffen aufblickte, setzte dieser hinzu: „Die Braut soll krank sein, wie der Famulus sagte."

Gerhard entließ den Diener mit einem stummen Winke; er war überhaupt nicht gewohnt, sich mit ihm in Gespräche einzulassen. Käthchen war krank! Hatte sie vielleicht endlich ihr Schicksal, ihre freudenleere Zukunft erkannt und waren es Gemüthsleiden, denen sie erlegen war? Konnten die Eltern sich über das ganze Verhältniß, das die eigensinnige Laune einer Haustyrannin geschaffen, noch verblenden, konnten sie vor ihrem eigenen Gewissen verantworten, daß sie es fortbestehen ließen? Dem Herrn Pastor

war es vielleicht anstößig, daß seine Tochter das ärgerliche Beispiel einer aufgehobenen Verlobung geben sollte, und die Frau Mutter fürchtete sich noch immer vor der dämonischen Gewalt, der sie zeitlebens gehorcht hatte — „voyons!“ sagte Gerhard sich trotzig aufraffend. „Ich will es mit dieser tyrannie d'outre-tombe aufnehmen.“

Ohne sich lange zu besinnen, schrieb er einen kurzen, von der Leidenschaft dictirten Brief an den Professor Sardonius, in welchem er ihn an Alles mahnte, adressirte das Schreiben nach Wüstemark und reiste eine Stunde darauf ab. Noch auf dem Bahnhofe war er zweifelhaft, ob er nicht einen schnellen Entschluß fassen, den weiten Umweg nicht scheuen und Erich sein ganzes Herz eröffnen sollte — aber er verwarf diesen Gedanken unter dem Eindrucke der Nachrichten, welche er heut erhalten hatte, und ging seiner dienstlichen Bestimmung entgegen.

Die Verhältnisse an dem fremden Hofe gestalteten sich unerwartet günstig, er fand den Boden schon geebnet, und die Gewandtheit des Gesandten, dem er zur Unterstützung beigegeben war, wußte die Verhandlungen rasch zu einem glücklichen Ausgange zu führen. So war es noch möglich, von dort durch eine Gewaltreise auf günstig anschließenden Eisenbahncursen zum rechten Tage in Wüstemark einzutreffen.

Als er nach ermüdender Fahrt die Gegend erreichte, wo er von dem Schienenwege abgehen mußte,

sah er das kleine Haus des Haltpunktes wieder, in welchem er einst Käthchen in der schrecklichen Lage gefunden und die Scene am Sterbebette ihrer Großmutter erlebt hatte, die auch für ihn von erschütternder Wirkung gewesen war. Die dämonische Gewalt, von welcher der Professor Sardonius gesprochen hatte, schien selbst nach ihrem Tode nicht erloschen zu sein, denn Gerhard fühlte sich, als er im Geiste jenen Moment nochmals durchlebte, von Schauern durchweht, die er mit aller kalten Vernunft nicht ableugnen konnte. Aber der Bannspruch der Sterbenden konnte sein Glück begründet haben!

Endlich sah Gerhard die Fluren wieder, die ihm in lebendigster Erinnerung standen, sie prangten jetzt im üppigsten Grün und die Gegend, welche ihm so reizlos und prosaisch erschienen war, hatte nun das lieblichste, lachendste Ansehen; es war keine Romantik, die sich hier bekundete, aber die wohlthuendste Behaglichkeit. Zur Rechten seines Weges zeigten sich schon die Pappeln von Remsleben und das schöne Schloß, wo Erich sein Glück gefunden hatte; ob dort die Hochzeit wohl gefeiert wurde? Sollte er den Postillon anweisen in Remsleben vorzufahren, oder wurde die Trauung in der Kirche vollzogen? Nach hiesigen Sitten, so weit er sie kennen gelernt hatte, konnte er darüber nicht in Zweifel sein, und trieb den Postillon, welcher heut' guten Weg hatte, nur zur Eile an. Es war derselbe, welcher ihn damals

bei seiner ersten Ankunft gefahren hatte: auf kleinen Poststationen wechselt das Personal selten.

Der Mann hatte ihn gleich wieder erkannt und ihn daran erinnert, auch mehrfach versucht, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, was Gerhard aber nicht angenommen hatte. Wohl hatte er von dem ehrlichen Alten, der alle Verhältnisse im Bereich seiner Fahrten kannte, eine Antwort auf die Frage erhalten können, welche ihm die brennendste war, aber es dünkte ihn Entweihung, davon mit ihm zu sprechen, und der Alte, als er sich bei der Erneuerung seiner Bekanntschaft so kurz und stolz behandelt sah, verschmähte es nun auch sich aufzudrängen. Daß der Herr, welcher so ungemein vornehm gegen ihn geworden war, zur Hochzeit des Wüstemarker Herrn kam, hatte er sich gleich gedacht und auf seine gutmüthige Frage auch erfahren, mit seinen andern Fragen war er aber zurückgewiesen worden. Nicht einmal die Glocken, die vom Kirchthurm erklangen, bewegten den schweigenden Herrn zu einer Aeußerung; schon strömten die Leute aus den vier Gemeinden auf ihren Kirchwegen daher, um die Trauung mit anzusehen, warum ließ der Reisende nicht gleich an der Kirche halten? — Gerhard wollte aber nicht unter den Ersten sein, welche das ankommende Brautpaar mit den angehörigen Familien und Hochzeitgästen erwarteten; er fuhr an der Kirche und dem Pfarrhofe vorüber und zeigte bei den vielen Krüm-

mungen des Weges längs der Schwinge durchaus keine Ungeduld mehr. Als er auf dem Schlosse ankam, fand er, wie er nicht anders erwartet hatte, Erich bereits nach Remsleben gefahren, er ließ sich die für die Trauung angesetzte Stunde genau angeben und hatte noch Zeit genug, zur Kirche zu kommen, ehe die heilige Handlung begonnen hatte.

Das kleine Kirchlein war mit Menschen gefüllt, aber man machte ihm Platz und er konnte unter die Hochzeitgäste gelangen, als eben die Orgel begann und das Lied gesungen wurde, das die Feier einleitete. Sein Auge fiel auf das Brautpaar vor dem Altare, das von den Eltern und den nächsten Angehörigen umgeben war — aber Gerhard's Blick weilte nicht auf dem Freunde und der Braut, er suchte ein anderes Wesen und fand es nicht. Käthchen fehlte, und als er dessen gewiß war, durchzuckte es ihn mit den quälendsten Befürchtungen. War sie doch verheirathet, trotz aller Erkenntniß ihres Verlobten? Oder war sie noch krank, wie die letzte Nachricht von ihr gelautet hatte? Vielleicht gar todt? — Dann aber hätte ihre Mutter nicht so ruhig blicken, ihr Auge nicht mit Rührung und sanfter Freude auf ihrem Bruder weilen können! Wie bereute Gerhard jetzt, wie fand er es unnatürlich, daß er sich durch ein ungerechtfertigtes Gefühl hatte abhalten lassen, mit einer einzigen Frage sich unterwegs oder auf dem Schlosse bei seiner Ankunft Gewißheit zu verschaffen! Zer-

streut, voll brennender Ungeduld wünschte er das Ende der Feierlichkeit herbei, und als die Ringe gewechselt, der Segen gesprochen war, das neuvermählte Paar die Glückwünsche der Eltern und Verwandten und aller Gäste empfing, trat er endlich auch hinzu und wurde freudig begrüßt; Erich hatte es schmerzlich beklagt, daß er an diesem Tage ihm fehlen sollte. Jetzt konnte er Käthchens Mutter, die er zunächst begrüßte, mit voller Berechtigung selbst als Fremder nach ihrer Tochter fragen, die er doch vermißt haben mußte, das Herz schlug ihm fast hörbar und machte den Klang seiner Stimme unsicher.

„Mein armes Kind ist sehr krank gewesen," erwiderte die Mutter, „Gott sei Dank ist sie schon längst außer Gefahr und eigentlich hergestellt, aber der Arzt hat streng verboten, sie an der heutigen Feier Theil nehmen zu lassen, nur auf eine kurze Zeit wird sie gegen Abend in Remsleben sein."

Die sanften Augen der Frau senkten sich vor dem Ausdruck lichter Freude, der sich bei diesen Worten in Gerhard's Zügen wahrnehmen ließ, und sie erröthete.

Vor der Kirche hielten die Wagen, um die ganze Gesellschaft nach Remsleben zu bringen, wo der kirchlichen Feier das festliche Mahl und Abends ein fröhlicher Tanz folgen sollte. Gerhard wurde zu Herrn von Arneburg und dessen ältester Tochter gesellt, die Mutter begleitete das junge Ehepaar in Ingenheim's

Wagen. Arneburg war sehr gesprächig und heiter, das Glück seines Kindes füllte ihm die Seele, er äußerte sich darüber und warf in aller Unschuld, wie es Erich einst gethan, dem Gaste die Aeußerung zu: „Gehet hin und thuet desgleichen!" für einen Vater, der mit seiner Tochter und einem jungen Manne aus der Kirche heimfährt, gewiß mehr als ländlich naiv. Die Tochter mochte es auch fühlen, ihre Lippen kräuselten sich wie vor Unwillen, doch blickte sie unbefangen und lächelte, als Gerhard den Spruch zu beherzigen versprach, sobald es für ihn an der Zeit sei. Einen fragenden Blick richtete der Vater auf seine Tochter, und Gerhard bemerkte ihn wohl, aber nicht die Zustimmung in den Augen des Mädchens. Er wurde daher sehr überrascht, als Arneburg ihm verkündigte, daß seine Leonore dem guten Beispiel ihrer jüngern Schwester bald gefolgt sei und sich wenige Tage nach ihr auch verlobt habe. Gerhard konnte sich ein Gefühl der Beschämung nicht ableugnen; welche Absichtlichkeit hatte er in seiner Eitelkeit, wie ein eingebildeter Geck, der harmlosen Frage seines Freundes untergelegt! Um so wärmer wurde der Glückwunsch, den er jetzt dem erröthenden Mädchen aussprach, das ihm heut schon auf dem kurzen Wege bei fortgesetzter Unterhaltung liebenswürdiger als je erschien; er wollte sie sogar bedeutend finden und mußte dann über diesen raschen Umschwung seines Urtheils selbst lächeln. Den Namen ihres Verlobten

hatte er kaum gehört, es war ebenfalls ein Gutsnachbar, er sollte ihn in der Gesellschaft kennen lernen: gleichviel, die Thatsache genügte.

Bei Tafel erhielt Erich's Freund einen Ehrenplatz und er entwickelte in der glücklichen Stimmung, die ihn bei der Aussicht auf die kommende Stunde beseelte, seine glänzende Unterhaltungsgabe in vollem Maße. Die beiden alten Damen, zwischen denen er saß, waren ganz entzückt von ihm. Zuweilen aber stockte er doch in seiner Rede, das war, wenn er den Augen der Frau begegnete, die ihm in der ganzen Gesellschaft am nächsten zu stehen schien: Käthchens Mutter.

Als das Mahl beendigt war und die Gesellschaft sich zwanglos mischte, fand Gerhard zuerst Gelegenheit, mit Erich eine kurze Weile ohne Zuhörer zu sprechen.

„Sage mir eins!“ begann er, nachdem dem neuen Verhältniß des Freundes sein Recht geschehen. „Ist Käthchens Verlobung mit Sardonius, dies Werk der Unnatur, aufgelöst?“

Erich sah ihn an, als wolle er ihm bis in das Innerste seiner Seele schauen, dann sagte er lächelnd, den Ton seines ehemaligen Lehrers nachahmend: „In optima forma! Epistolarum Ciceronis modo hat Sardonius Käthchens Vater einen lateinischen Brief geschrieben, in welchem er seine Unfähigkeit, irgend ein weibliches Wesen glücklich zu machen, bekennt, sich

leichtfertiger Uebereilung anklagt, die ihm gebotenen Aussichten angenommen zu haben, und den ihm eingeräumten Rechten feierlich entsagt.“

„Käthchen ist krank gewesen?“ fragte Gerhard.

Erich wurde ernst und schien mit der Antwort zu zögern.

„Du weißt, Erich,“ fuhr Gerhard rasch fort, „was ich Dir von den letzten Augenblicken Deiner Mutter erzählt habe. Was würdest Du sagen, wenn ich das Wort der Sterbenden für mich in Anspruch nähme — wenn ich mir daraus ein Recht begründete?“

„Gerhard!“ rief Erich überrascht, doch setzte er schnell hinzu, nach der Gesellschaft sich umschauend, von denen Einige schon Miene machten, die abgesonderte Unterredung der Freunde abzukürzen: „Davon können wir nicht hier, nicht jetzt sprechen! Hab ich Dich recht verstanden, so bedarf es ernster Prüfung. Laß uns abbrechen!“ Er wandte sich seinem künftigen Schwager zu, der eben zu den Beiden trat und ihrem Gespräch ein Ende machte. Gerhard verließ Beide; ihm war leichter zu Muth, seit er das Wort, das ihm schwer auf dem Herzen gelegen, gegen Erich ausgesprochen hatte. Wie gern hätte er sich jetzt in der Gesellschaft isolirt, aber das war nur in den großen Cirkeln der Hauptstädte, auf seinem gewohnten Terrain, möglich, hier wurde er sogleich wieder in Anspruch genommen, diesmal von der Frau von Arneburg, die ihm schon bei seiner ersten An-

wesenheit ihre besondere Gunst zugewendet hatte. Während sie mit ihm sprach und er alle Mühe hatte seine zerstreuten Gedanken einigermaßen bei dem angeschlagenen Thema zu halten, sah er sich plötzlich Käthchen gegenüber, welche unbemerkt in den Saal getreten war. Wie bleich erschien sie ihm, fast so bleich, wie in der verhängnißvollen Stunde, auf welche er sich vor wenigen Momenten gegen seinen Freund berufen hatte! Sie kam zuerst zu der Frau vom Hause, ihre Mutter hatte sie noch nicht gefunden, da bemerkte sie Gerhard, dessen Gegenwart sie nicht geahnt; ein unwillkürlich aufleuchtender Strahl ihres Auges traf ihn, eine liebliche Gluth, vom unbewachten Herzen aufsteigend, überwallte ihr bleiches Antlitz mit Purpur, aber es war nur für einen flüchtigen Moment, dann wurde sie bleicher als zuvor, und seinen Gruß erwiderte sie mit einer leichten Neigung des Hauptes, ohne ihn nochmals anzusehen, und brachte der Frau von Arneburg, welche sie mit liebreichen Worten empfing, wie Camilla, die bei ihrer Erscheinung herbeigeeilt, sie zu umarmen, ihre Glückwünsche. Da kam auch ihre Mutter, und Gerhard zog sich nun ganz zurück. Daß Käthchen die allgemeine Liebe und Theilnahme besaß, konnte er in der Weise, wie sie auch von der übrigen Gesellschaft begrüßt wurde, bemerken, ihm selbst fiel es unerträglich, daß er ihr, als sich endlich Gelegenheit bot, nur ein paar Worte herkömmlicher Art sagen konnte, wie es vor Zeugen

nicht anders möglich war. Sie antwortete ihm mit leiser Stimme, als sei sie noch von der Krankheit angegriffen, und nur einmal, als sie nach kurzem Verweilen mit ihrer Mutter aus der Gesellschaft schied, schlug sie flüchtig das Auge zu ihm auf, daß es ihn traf wie ein belebender Sonnenstrahl.

Schon wurden die Geigen im Saale gestimmt und bald begann der Tanz. Es war Gerhard unmöglich, daran Theil zu nehmen, er mußte eine Lüge erfinden, sich davon loszusagen, und wäre ein schlechter Diplomat gewesen, wenn ihm das nicht gelungen wäre. Man bedauerte ihn, nur Erich verstand sein Gefühl. Der Vorwand, von seiner Gewaltreise einen fast unerträglichen Nervenkopfschmerz davongetragen zu haben, ließ seine Liebenswürdigkeit, die er dennoch behauptet hatte, im schönsten Lichte strahlen, gab ihm aber nun die willkommene Gelegenheit das Fest bald zu verlassen. Erich stellte ihm seinen Wagen zur Verfügung, da er selbst nach hiesigem Brauch noch lange nicht mit seiner jungen Frau zur Heimführung nach Wüstemark aufbrechen durfte. So fuhr Gerhard allein durch die laue Nacht und als er im Pfarrhofe noch ein Licht blinken sah, schlug ihm das Herz und er gelobte sich schon morgen die Entscheidung zu suchen, für welche er heut auch bei Käthchens Vater einen andeutenden Schritt gethan hatte.

„Hast Du Dich auch selbst geprüft?“ fragte Erich, als die beiden Freunde am folgenden Tage



allein waren und Gerhard sich ohne Rückhalt ausgesprochen hatte. „Wenn ich Deine frühern Ansichten, Deine ganze Denk- und Sinnesart mir zurückrufe, so kann ich Dich nur warnen, einem Gefühle nachzugeben, das vielleicht doch nicht für das ganze Leben stark genug ist, ein dauerhaftes Glück zu verbürgen."

„Daran zweifle nicht!" erwiderte Gerhard. „Glaube nur, daß ich nicht ohne Kämpfe zu meinem festen Entschlusse gelangt bin. Nur eine Ueberzeugung könnte mich bewegen, davon abzustehen, die Ueberzeugung, daß Käthchen in einer Verbindung mit mir nicht glücklich würde! — Was meine frühern Ansichten betrifft," fuhr er fort, in einen leichtern Ton übergehend, „so muß ich mir gefallen lassen, wenn Du mich einen Abtrünnigen, einen Renegaten schiltst. Ich sage Dir aber, daß ich meine Ansichten trotz alledem nicht geändert habe, selbst wenn ich mir eine Abweichung davon gestatte. Idem non semper idem, wie unser Sardonius sagen würde: Dasselbe ist nicht immer dasselbe! Ich behaupte, wenn Käthchen auch den vornehmsten Namen führte, adeliger könnte sie nicht sein in ihrem Wesen, in ihrer Sitte und Gesinnung. Halte daher mit Deiner Einwilligung nicht länger zurück, gestrenger Ohm!"

„Wenn es denn Dein ernster und fester Entschluß ist," sagte Erich bewegt, „und Du als Mann von Ehre Deine Frau, die Pastorstochter, unter allen Verhältnissen, auf den höchsten Rangstufen, die Du